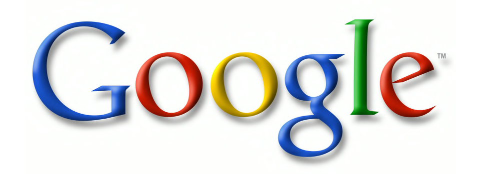
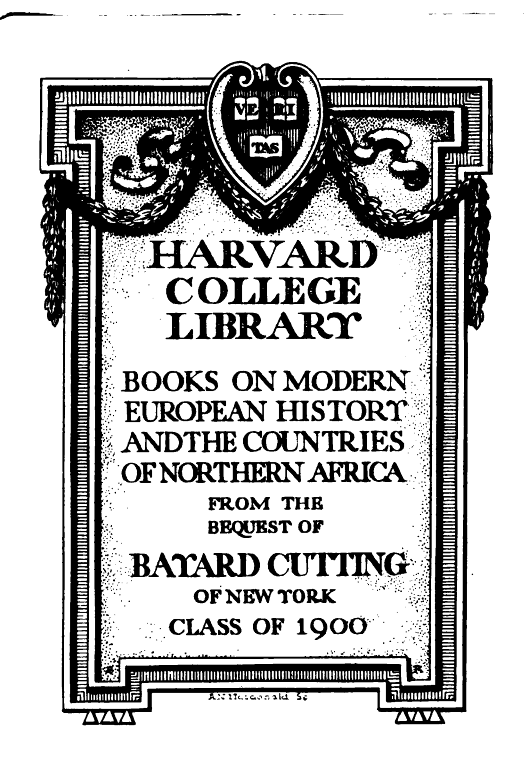


WANNER

ROBERT DE CLARI


VE RI
TAS
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
BOOKS ON MODERN
EUROPEAN HISTORY
AND THE COUNTRIES
OF NORTHERN AFRICA
FROM THE
BEQUEST OF
BAYARD CUTTING
OF NEW YORK
CLASS OF 1900

Robert de Clari,

ein afrz. Chronist des IV. Kreuzzuges.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der philosophischen Doctorwürde

der I. Sektion der philosophischen Fakultät

der

Universität Zürich

vorgelegt von

Ernst Wanner

von Schleitheim (Schaffhausen).

Genehmigt auf Antrag der Herren Prof. Dr. H. Morf und Prof. Dr. J. Ulrich.

Schaffhausen

Buchdruckerei Paul Schoch

1901.

Robert de Clari,

ein afrz. Chronist des IV. Kreuzzuges.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der philosophischen Doctorwürde

der I. Sektion der philosophischen Fakultät

der

Universität Zürich

vorgelegt von

Ernst Wanner

von Schleitheim (Schaffhausen).

Genehmigt auf Antrag der Herren Prof. Dr. H. Morf und Prof. Dr. J. Ulrich.

Schaffhausen

Buchdruckerei Paul Schoch

1901.

Meinen Eltern

Aus Dankbarkeit

Curriculum vitae.

Ich, *Ernst Wanner,* wurde geboren den 31. März 1871 zu Schaffhausen, wo ich bis zur Mitte meines 17. Jahres die städtischen und kantonalen Schulen besuchte. Nach einer einjährigen Lehrzeit im kaufmännischen Berufe bestand ich im Frühjahr 1890 die Maturität zu Zürich und studierte hierauf ein Semester an der Universität Basel, zwei Semester an der Faculté des belles-lettres de Nancy und zwei Semester an der Sorbonne und am Collège de France zu Paris. Eine zweijährige Lehrthätigkeit in London (1892—94) unterbrach sodann meine romanistischen Studien, die erst im Winter-Semester 1894 an der Universität Zürich wieder aufgenommen und bis Winter-Semester 1897 fortgesetzt wurden. Die folgenden Jahre wurden der Ausarbeitung meiner Dissertation gewidmet, während welcher Zeit ich, von einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Florenz abgesehen, im elterlichen Hause zu Schaffhausen mich aufhielt und von da aus 1897 und 1898 an den Uebungen des romanischen Seminars teilnahm. Vor der Promotion, die Ende November 1900 stattfand, bestand ich in Zürich das Diplomexamen für das höhere Lehramt in den romanischen Sprachen.

Von allen meinen Lehrern schulde ich besonders den Herren Prof. Dr. *H. Morf* und Prof. Dr. *J. Ulrich* verbindlichsten Dank für ihren überaus anregenden Unterricht sowohl, wie für das freundliche Interesse, das sie mir auch fern von der Universität während der Abfassung der Dissertation stetsfort bewiesen haben.

Vorliegende Arbeit verfolgt den Zweck, den pikardischen Geschichtschreiber des vierten Kreuzzuges, *Robert von Clari*, einer etwas nähern Prüfung zu unterstellen. Bislang hat sein Werk, *„la Conquête de Constantinople“*, das Jahrhunderte lang unbeachtet unter den Schätzen einer Bibliothek schlummerte und erst 1868, bezw. 1873 ans Tageslicht gezogen wurde, die selbe Vernachlässigung erfahren, über die sich sein Verfasser so bitter beklagt. Viele Litteraturgeschichten gönnen dem biedern Ritter überhaupt keinen Raum; selbst die grosse „Histoire littéraire de la France“ hat noch keine Gelegenheit gefunden, in ihren Annalen den Namen Roberts und dessen Verdienste als Mitbegründer französischer Prosa zu verewigen. Andere erwähnen ihn wohl, aber in so knapper Fassung und oft ohne ernste Prüfung, dass es nur ein Act der Gerechtigkeit ist, wenn endlich darnach getrachtet wird, den wackern, schlichten Pikarden dem Interesse der Litteraturhistoriker etwas näher zu rücken, das sich bis jetzt mit besonderer Vorliebe dem Marschall der Champagne, Gottfried von Villehardouin zuwandte. Neben dieser leuchtenden Sonne am Firmamente der mittelalterlichen Litteratur besass das kleine Gestirn nur einen matten Glanz, und ich kann mich nicht anheischig machen, denselben um vieles zu erhöhen; er wird immer noch ein bescheidener bleiben. Aber ich möchte doch wünschen, mit dieser Arbeit andere für Robert zu gewinnen und sie anzuspornen, auch ihrerseits das lehrreiche Buch einer wohlwollenden Untersuchung zu unterziehen, wobei sie ihr Augenmerk nicht allein auf die historische, linguistische oder syntactische Seite richten wollen, wie es bis heute geschehen ist.

Die Ausgabe der Chronik, die hier zu Grunde gelegt ist, ist diejenige, welche Karl Hopf in den „Chroniques gréco-romanes“ (Weidmann, Berlin, 1873) p. 1—85 veröffentlichte. Nebenbei wurde noch die Prachtausgabe des Grafen Riant

(Paris, 1868) benutzt, welche nur unvollendet und in wenigen Exemplaren in den Handel gekommen ist. So wenig Wert die Riant'sche Publikation für den Philologen besitzt, so nützlich ist sie zur Controlle der Lesart Karl Hopf's. Schon Kr. Nyrop hat im III. Bd. der Zeitschr. für roman. Philologie p. 97—98 einige Correcturen zur Hopf'schen Ausgabe erscheinen lassen, jedoch ohne Anspruch auf vollständige Berichtigung erheben zu wollen. Lesefehler oder Verschreibungen lassen sich auch jetzt noch vermittelst einer vergleichenden Lectüre der beiden Ausgaben in beträchtlicher Anzahl entdecken. Auf meine Bitte hat Herr Prof. Nyrop in liebenswürdigster Weise auf einige Punkte hin das Mscrpt. noch einmal untersucht und mir die Ergebnisse seiner Bemühung mitgeteilt; ihm sei für seine freundliche Zuvorkommenheit auch hier der beste Dank ausgesprochen.

Angesichts dieser Unzuverlässigkeit beider Ausgaben wäre es angezeigt, diese neuen Correcturen zu veröffentlichen. Ich sehe jedoch davon ab, weil ich aus sicherer Quelle erfahren habe, dass in nächster Zeit von competenter Hand eine neue Ausgabe erscheint, die, mit bekannter Sorgfalt hergestellt, die beiden alten bei weitem überragen wird.

Obschon Hopf's in der Lesesicherheit Misstrauen erregende Publikation zu einer linguistischen Untersuchung nicht gerade einladend ist, so soll hier doch die Mundart des Textes in den Hauptzügen wenigstens klargelegt werden, allerdings ohne Anspruch auf Scheidung zwischen Autor und Copisten. Ein derartiger Versuch muss schon zum Voraus am Character der Chronik als Prosatext scheitern, und einen Ersatz für Metrum und Reim bieten uns auch die ins Amiennois gehörenden Urkunden nicht, da die in das Ende des XII. oder in den Anfang des XIII. Jahrhunderts fallenden französischen Urkunden in der Sammlung der Documents inédits de l'histoire du tiers-état (Bd. I, Amiens) nicht in ursprünglicher Fassung, sondern nur in späterer Neubearbeitung vorhanden sind.

Auf das Kapitel der Laut- und Formenlehre folgt eine Studie über Robert's Geschichte des vierten Kreuzzuges in geschichtlichem und kulturhistorischem Sinne. Die Aufgabe eines historischen Kritikers soll aber nicht ihr Ziel sein; diese ist ja schon von mehreren Seiten in Angriff genommen worden und nur mager kann das Ergebnis eigener Forschung jetzt noch ausfallen.

In letzter Linie, nach dem Grundsatze, dass man aus dem Werke den Mann kennen lernt, kommt die Person des Autors an die Reihe, indem zuerst das Wenige, was über sein Leben bekannt wurde, zusammengestellt wird und dann die Grundzüge seines Charakters und seine schriftstellerische Fähigkeit einer kurzen Beleuchtung unterworfen werden.

Dies ist der Plan, nach welchem die Arbeit eingerichtet werden soll. Möge nun die Mühe nicht eine vergebliche sein und das erreichen, was sie erstrebt: dem Manne die Achtung zu verschaffen, die ihm gebührt.

Im Verlaufe der Arbeit werden die Kapitel der Chronik mit römischen Zahlen citiert; im linguistischen Teil jedoch sind, der Einfachheit halber, Anführungen nach der Seitenzahl vorzuziehen, wobei die kleinen Ziffern die Linien der Seiten angeben (z. B. 21_8 = pag. 21, Linie 8). Sodann mag noch erwähnt werden, dass bei den Beispielen, die in grosser Zahl auftreten, je nur eins angeführt wird; wo es sich aber um vereinzeltes Vorkommen handelt, wird durch eine kleine Bemerkung darauf aufmerksam gemacht.

Litteraturverzeichnis.

a) Sprachliche Quellen.

G. Gröber's Grundriss der roman. Philologie.

W. Meyer-Lübke, Grammatik der roman. Sprachen.

G. Raynaud, Etude sur le dialecte picard du Ponthieu d'après les chartes des XIIIe et XIVe siècles, in der Bibliothèque de l'Ecole des Chartes, Bd. XXXVII 1—34, 317—357.

F. Neumann, Zur Laut- und Flexionslehre des Altfranzösischen. Heilbronn 1878.

Ad. Tobler, Li dis dou vrai aniel. 2. Aufl. Leipzig 1884.

H. Suchier, Altfranz. Grammatik, Teil I, Lieferung 1. Halle 1893.

Ders. Aucassin et Nicolette. 3. Aufl. Paderborn 1889.

K. Bartsch und A. Horning, La langue et la littérature françaises. Paris 1887.

E. Koschwitz, Ueber einen Volksdichter und die Mundart von Amiens, in: Beiträge zur romanischen Philologie, Festgabe für G. Gröber, p. 1—38. Halle 1899.

Ch. Doutrepont, Notes de dialectologie tournaisienne, in Behrens, Zeitschr. für franz. Sprache und Litteratur, Bd. XXII (1900), 66—136.

K. Beetz, Ueber C und Ch vor latein. a in altfranz. Texten. Dissertation. Strassburg 1887.

O. Siemt, Ueber latein. C vor e und i im Pikardischen. Dissertat. Halle 1881.

H. Haase, Das Verhalten der pikardischen und wallonischen Denkmäler in Bezug auf a und e vor gedecktem n. Dissertation. Halle 1880.

A. Raumair, Ueber die Syntax des Robert von Clari. Dissert. Erlangen 1884.

A. Thierry, Recueil des documents inédits de l'histoire du tiers-état, Bd. I, Paris 1850.

Weitere Dissertationen, Abhandlungen in Zeitschriften, Ausgaben benutzter pikardischer Texte etc. finden bei Gelegenheit Erwähnung.

b) Geschichtswerke.

G. de Villehardouin, La conquête de Constantinople, p. p. Natalis de Wailly, 3e édition. Paris 1882.

H. Mœser, G. von Villehardouin und der Lateinerzug gen Byzanz. Dissert. Bern 1897.

Comte Riant, Exuviæ sacræ constantinopolitanæ. Fasciculus documentorum minorum, ad byzantinæ lipsana in Occidentem sæculo XIIIo translata, spectantium, et historiam quarti belli sacri imperiique gallo-græci illustrantium. Genevæ 1877.

Comte Riant, Les dépouilles religieuses enlevées à Constantinople au XIIIe siècle, in den Mémoires de la société nationale des Antiquaires de France, tome XXXVI (1875) 1—214.

F. Hurter, Geschichte Papst Innozenz III. nnd seiner Zeitgenossen. Hamburg 1834—1842.

J. Brial, Recueil des historiens des Gaules et de la France, tome XVIII.

Muratori, Rerum italicarum Scriptores, Bd. III und XII.

Guntherus Parisius, in Thesaurus monumentorum ecclesiasticorum et historicorum, sive Henrici Canisii lectiones antiquæ, auctæ a Jac. Basnage. Amsterdam 1725, vol. IV. Es wird nach dieser Ausgabe citiert, weil sie zugänglicher ist als diejenige Riant's in den erwähnten Exuviæ sacræ, Bd. I.

Freherus, Rerum Germanicarum Scriptores, ed. 3, B. G. Struve, Argentorati 1717, Bd. I.

Albericii Trium Fontium monachi Chronicon, herausg. von W. Leibnitz. Leipzig 1698; auch in Brial, Bd. XVIII.

Nicetas Acomin. Choniates, ed. græca-latina, Hieron. Wolf. Basel 1557.

Guillelmi Tyrii continuata belli sacri historia, in Martène et Durand, Veter. Scriptor. et Monumentor. amplissima collectio. Paris 1729, Bd. V.

K. Hopf, Chroniques gréco-romanes: Devastatio constantinopolitana p. 86 —92, und Chronista novgorodensis p. 93—98.

Mémoires de la société des antiquaires de Picardie, Bd. VIII (1845).

G. Boudon, Robert de Clari en Aminois, chevalier, auteur d'une chronique de la IVe croisade, im Bulletin de la société des antiquaires de Picardie. Année 1897 p. 700—734.

Ders. Documents nouveaux sur la famille de Robert de Clari. Ibid. Année 1899 p. 372—379.

A. Rambaud, Robert de Clari, guerrier et historien de la quatrième croisade, in den Mémoires de l'Académie nationale des Sciences, Arts et Belles-Lettres de Caen, 1873 p. 110 ff.

I. Laut- und Formenlehre.

1. Vocalismus.

A. — Als mundartlich ist folgendes zu erwähnen.

a) — *abile* > *avle, auvle, aule: raisonavle* 12_{7}, 24_{15}, *desfensavle* 37 $_{9}$, $_{10}$, *raisnauvle* 24 $_{6}$, *desfensauvles* 51 $_{9}$, *estaulierent* 39_{1}, *estauli* 40_{7};

— *abul,* — *abol* > *able, auvle, aule: diable* 17_{2}, *caauvles* 56_{28}, *taule* 67_{13}.

Dies die einzigen Beispiele des vorliegenden Textes. Franzisches *-able* findet sich, ausser im gelehrten *diable*, nicht; als Grundform wird daher *-avle* (= awle) anzusetzen sein (vergl. M.-L. Gramm. I. § 250, Tobler, Aniel^{3} XXXII, Suchier, Zeitschr. f. r. Phil. II. 275, Neumann, op. cit. 64, 110). Von ihr aus wird sich *-auvle* (= auwle), *-aule* entwickelt haben, da im Norden nicht *v*, sondern germanisches *w* gesprochen wurde[1]), welches leicht einen Gleitlaut *u* hervorrufen und dann sich vollständig zu *u* auflösen konnte; der Vorgang wäre also folgender: *able* > *awle* > *auwle* > *aule.* Als Stütze dieser Ansicht dürfen das *deaubles* der Pastourelle No. 57, Vers 80. (Bartsch, Romanzen und Pastourellen II p. 77) und das *tauble* einer sotte chanson (Bartsch und Horning, Sp. 515, V. 4) angeführt werden. Der moderne Dialect ist in Koschwitz, Volksdichter, nur auf p. 20, Vers 72: 74 mit *-abe* in *tabe*: *inr'sasiabe (tab^{ə}: ẽsasiab^{ə})* vertreten. — Ueber die Entwicklung der Labialis s. 2. Konsonant., Labiale.

b) — *arius.* Neben gewöhnlichem *-ier* zeigen *-er*: *quisiners* 39_{19}, *mester* 40_{29} etc., *mouster* 17_{22} u. ö. Eine ähnliche Erscheinung liegt vor, wenn *a* hinter Palatal nicht wie sonst zu *ie* diphtongiert wird: *menger* 8_{11},

---

[1]) Suchier, Ztschr. f. r. Phil. II 288.

venger 9_{13}, *aprocher* 13_{31}, *herberger* 46_{14}, *sachés* 49_{1}, *renger* 50_{1}, *nager* 55_{2}, *lancher* 58_{21}, *commencherent* 62_{8}, neben *mengier, vengier* etc. — Die pikardischen und östlichen Denkmälern eigene Zurückziehung des Tones von *iée* auf *ie* ist auch hier belegt: *corchie* 45_{13}, *aparellies* 38_{9}, *laijes* 23_{18} etc.

c) -- *aticu* > *age*: *damages* 3_{27}, *messages* 5_{12}, *aage* 26_{2} etc. neben zweimaligem *damaches* 78_{1}, 82_{11}. *-aige* kommt nicht vor.

d) * *calc(u)l(um)* + *avum* und *clavum* ergeben *cailleu* 25_{18}, 61_{24} und *cleus* 65_{21}.

e) *aqua* wird zu *iawe* 42_{27}, *yawe* 46_{18}, zu *ave* in *Boukedave* 34_{9}; in der heutigen Mundart lautet es *i̯o*. Koschwitz l. c. p. 20_{69}.

f) Reduction von *iau* > *ia* ist belegt in *roiame, roiames* 26_{14}, $_{19}$, $_{27}$ etc. neben *roiaume, roiaumes* 26_{11}, 29_{20} etc. Dasselbe trat ein bei *Willames* 2_{14}, 3_{11}. — Cf. 2. Konsonantismus, Liquida und Nasale.

g) Das von F. Neumann a. a. O. p. 14 als seltsam erklärte *Braibant* findet sich auch hier 2_{19}; ebenso einmal *pailais* 47_{29} statt des gewöhnlichen *palais*.

Offenes E. Dialectalische Eigenheiten machen sich bemerkbar in: — *ell(o)s* > *iaus*: *vaissiaus, biaus, castiaus, piax, quarriaus* etc.; nur einmal > aus in *vaissaus* 5_{22}. Heute tritt *-ell(o)s* als *-i̯o* auf: *bi̯o* Koschwitz l. c. 14_{80}, 15_{61}, *pi̯o* 19_{49}, 20_{86}, *kuti̯o* 19_{48}, *marti̯o* 27_{29} etc.

— *el̃* + *s* > *ieus, ius: miex* 12_{28}, 17_{82} u. ö.; *mix* einmal 75_{1}. In Koschwitz steht dafür *mi̯ü* 25_{27}, 26_{2}.

e vor gedecktem n > *ẽ*. Beispiele sind überflüssig, weil sie auf jeder Seite in beträchtlicher Anzahl vorkommen. Diejenigen Wörter, welche zwischen *ẽ* und *ã* schwanken, sind die nämlichen, die Suchier in der Reimpredigt (Bibliotheca normannica I 69—71) verzeichnet. Ob in Const*en*tins 68_{26} das etymologische *ã* aus -ant- infolge Assimilation an das betonte *ĩ* sich zu *ẽ* verwandelte, ist fraglich; zu beachten ist daneben die immerwährende Schreibung Coust*an*tinoble, z. B. 64_{23}, $_{25}$. —

Das lateinische *Anglici* ergibt *Englés* 63_{20}, *Enclés*[1]) 59_{7}. Auch heute noch wird zwischen *ẽ* und *ã* geschieden: vergl. in Koschwitz, Volksdichter: *žẽ* (gens) 1r$_{3}$. *ẽtẽdᵊ* (entendre) 11_{4}, *ẽfã* $12_{35, 48}$, *kõtẽ* 21_{2}, *mẽtir*: *sẽtir* $21_{10, 12}$ etc. Daneben die schon in der alten Sprache gebräuchlichen *seržã* 12_{32}, *tã* (temps) 12_{52}, aber auch *tẽ* 15_{61}.

Als 3. Pers. Plur. Perfecti von *venire* begegnen wir viermal einem *virrent* 11_{12}, 13_{26}, 21_{15}, 54_{17}, das sonst sehr häufig als *vinrent,* dann auch als *vinrrent,* z. B. 14_{20}, 18_{21}, 22_{35}, und schliesslich als *vimrent* 81_{7} (wenn nicht verschrieben für vinrrent) auftritt. Mit Suchier, afrz. Gr. I, 1, p. 62, erblicke ich in virrent, wie in den Reimen vinrent: irent, die durch die Nasalierung des Vocals hervorgerufene Reduction des n.

In *siwe* 76_{11}, 77_{3}, dem Femininum zu *sieus, sius,* die in unserm Texte nicht belegt sind, ist *ie* zu *i* reduziert; vergl. noch 3. Declination, Pron.-Flex. *Deus* ergibt immer *Dieus, Dieu,* nie *Diu,* (modern *di̯ü,* Koschwitz 14_{30}), wohl aber ist *iu* vorhanden in *triwes* 68_{14}, 78_{27}, *liwes* 7_{7}, $34_{9, 12}$ etc. und in *griu* das ebenso häufig vorkommt wie *grieu.* — *Mahiex* $2_{8, 20, 29}$ und *Andriex* 3_{3} behalten das *ieu.* — * Sequit wird zu *siut* 52_{16}; dessen Infinitiv lautet *sivir* 24_{11}, 29_{5}. — Für das alte *liwe* kennt der moderne Dialect *i̯ü,* Koschwitz 28_{14}.

Geschloss. E. Vor einfachem Nasal erleidet *ẹ* pikardische (und östliche) Entwicklung zu *ai*: *maine* 20_{17}, *paine* 31_{1}, *caaine* 37_{7}, *demaine* 51_{19} etc. Der heutige Lautstand ist hiefür *ã*: *plã,* Koschwitz 20_{34}, *plãñᵊ*, ibid. 22_{48}.

Wie ell(o)s wird $ẹ + ll + s >$ *iaus: chiaus* 7_{11} etc., *pestiax* 39_{18} etc. Man beachte aber *chu,* z. B. 16_{6}, $17_{2, 8}$,

[1]) Ad. Tobler, Vermischte Beiträge I 199, möchte Encles in *Esclers* ändern; ich sehe jedoch die Notwendigkeit nicht ein, besonders da Villehardouin § 171 ebenfalls von Anglais et Danois als Soldtruppen spricht. Ebenso sind die Anglici im Briefe des Grafen von S. Pol (Freherus, op. cit. V 369) als Söldner erwähnt. Ohne Zweifel haben wir es hier mit dem Worte Engles zu thun, der bekannten pikardischen Form (cf. R. Wagner, Stellung des attributiven Adjectivs. Dissert. Greifswald 1890. p. 104), neben welcher Encles nur eine Anomalie sein wird.

das vortonig aus ecce ille + Cons. entstanden ist und einen Nominativ *chus* 12_{12}, 16_{19} etc. nach sich gerufen hat; cf. 3. Declination, Pron.-Flex. Ferner *illos* > *aus* 4_5 und noch oft. Franzische Endung an pikardischem Stamm liegt vor in *caveax* 29_{18}. Der Hinzutritt eines flexivischen *s* zu *ęl̃* bewirkt die Diphtongierung zu *au*: *consel* 3_{32} (*conseil* 3_{20}), *consaus* 5_8.

tęgula ergibt, wohl über *tę*(g)ula *tiule* 65_{38}, $66_{1, 10, 12, 14}$. (cf. Schwan-Behrens, Grammaire de l'anc. français, trad. p. O. Bloch, 1900, p. 45. Rem. u. Suchier, Afrz. Gr. I, 1, p. 55.)

Ueber *parent* (per inde) 29_2 und 37_2. cf. A. Jeanroy in Etudes romanes dédiées à G. Paris 1891 p. 95. Rem. zu Vers 86. Dasselbe findet sich nur in den Texten des Nordens.

Eigentümlich ist *camoel* 21_2, Plur. *cameus* 69_{30}; vergl. Suchier, Afrz. Gr. I, 1, §§ 59 b, 65.

I. Während *ī*v(u)s, *ī*l's, i*l̃*'s *ius* ergeben (*fix* $2_{21, 25}$, 22_{22}, 35_{31}, *perix* 45_2, $62_{25, 29}$, *euxtius* 55_{29}, *gentix* 73_{20}, *baillius* 16_9, 80_{26} etc.) — mit der einzigen Ausnahme von *vis* (vivos) 46_1 und *massis* 67_{18} —, zeigt Suffix *-ībilis* statt des nach den Urkunden zu erwartenden *-ius -ibles* in *oribles* 83_5 (*paisiule* Tiers-Etat I 241), doch spricht *affula* 74_{10} und *afulement* 74_6 für Reduzierung des *iu* (> u) aus *īb* + Cons. — Blosser Schreibfehler wird *fugure* 71_{19} statt *figure* sein. — Als Beispiel der heutigen Sprache bietet Koschwitz l. l. 25_{20} *fi̯ü* = filius.

Offenes O. Die Vertreter des lateinischen bonus, -a, -um sind *boins, boine, boin,* z. B. 1_9, 3_{16}, 4_1, 37_{34} etc.; das franzische *bons* begegnet uns nur zweimal: 5_9, 38_1, nie aber *boen*, das neben *bon, boin* den Urkunden geläufig ist. Heutzutage lautet es nach Koschwitz *bu̯ẽ* 16_6, weiblich *bu̯en* 11_8. — Ueber das Alter der Schreibung *boin* cf. F. Neumann, l. l. p. 44.

Die vorkommenden Perfecta der *habui*-Klasse verwandeln ihr *o* immer in *eu: eut* 2_6, *peut* 17_7, *seut* 15_8 etc.

ǫl + Cons. wird in unserm Texte fast ausschliesslich zu *au* diphtongiert: *assaus* 11_{25}, *vautes* 18_{28}, *vaut* (voluit) 21_{22}, *caup* 25_{21}, *taut* (tollit) 29_{22} etc.; daneben *coup* 25_{20}, *assous* 11_{23}. Die lebende Mundart spricht *kǫ* (coup), Koschwitz l. c. 11_{18}, 12_{27}, 21_{14}, aber *su* (six sous) ibid. 16_{11}, 18_{52}. — Aehnliche Behandlung des *ǫ* liegt vor in *Caurras* (Conradus) 24_{28} und *saullers* 74_{2}.

Die pikardischen Texten eigene Vernachlässigung des *oi* ist belegt in *estore* 35_{5} u. ö. für *estoire* 35_{8} und *Portesore* (portas aureas) 69_{4}; hier sei auch *motie* 1_{8}, 7_{12}, 80_{11} angeführt neben *moitie* 7_{15} etc. und das gelehrte *tempore* 51_{11}; über letzteres cf. Doutrepont, a. a. O. p. 73.

Oleum ergibt *oile* 66_{17}, *oille* 84_{6}.

Focus, locus, jocus treten in pikardischer Gestalt auf: *fus* 58_{22}, *fu* 40_{1}, 43_{11}, 58_{22}, *liu* 74_{31}, neben zahlreichen *lieus, jus* 69_{19} und *gius* 69_{27}, für welch letztere Koschwitz a. a. O. 28_{5} *žü* verzeichnet.

In unbetonter Silbe wird *ǫ* oft zu *e* geschwächt: *demaine* 51_{19}, *sereurs* 6_{34} neben einmaligem *seureur* 15_{9} etc. Ueber die Entwicklung des *ǫ* von *oblitare [*eulia, eulie, oublierent*] siehe 2. Konsonantismus, Labiale.

Geschloss. O. In offener Silbe diphtongiert *ọ* zu *eu:* *geule* 67_{33}, *heures* 78_{27}, *neveu* 84_{11}, *seigneur* 3_{21}, *sereur* 15_{9}, *orgellex* 15_{19}, *hideus* 39_{14} etc. Die wenigen Fälle, bei denen noch *o, ou* statt *eu* zu finden ist, fallen nicht schwer ins Gewicht: *lor* 3_{22}, *seignor* 10_{25}, 17_{24}, *empereour* 12_{11}, *paour* 13_{31}, *hounour* 19_{12}, $_{15}$ sind die einzigen Beispiele; sonst immer *leur, seigneur, empereeur* etc. — Inlautendes e im Suffix *-eeur* (-atorem) scheint noch nicht verstummt zu sein, wie die zahlreichen Beispiele zeigen; einzig *empereur* kommt einige male neben *empereeur* vor. Es ist daher fraglich, ob in der Schreibung *peur,* z. B. 39_{15}, das einsilbige Wort oder das zweisilbige *pëur* zu erblicken sei; letzteres findet sich oft in pikardischen Sprachdenkmälern, z. B. *asëur*: *pëur* in Lai d'Ignaure, Bartsch und Horning Sp. 563 V. 4—5. Vergl. auch *peur*: *sur*: *pur,* Reclus de Molliens, Carité Str. 37, éd. van Hamel.

Normannische Schreibweise des ọ constatieren wir in *Thumas* 2_{27}, *unt* 8_5, *rumpi* 18_{32}, *Pierrum* 60_3 (neben *Pierron* 41_2), *columbes* 70_{21}; sie ist auf unserm Sprachgebiete nicht eben selten. *Pume* 68_{15} mit *ü* ist mundartliche Eigenheit; s. *pumes*: *plumes*, Adam de la Halle in Bartsch und Horning, Sp. 533 V. 32, und Suchier, Afrz. Gr. I, 1, § 12 e.

Super ergibt hier nur *seur*, z. B. 17_{27}; *keurt* 61_{18} etc. ist als pikardische Form bekannt.

In der Sprache der Chronik ergibt -osus *-eus*; der moderne Dialect hingegen zeigt hiefür *o*: *üro* (Koschwitz) 11_9, *mažestüo* 15_{32}, *amuro* 15_{57}, *malero* 21_{16}, 29_9, *žu̯ę̂io̯* 15_{59}, 28_{31} neben *žu̯ę̂iœ* 18_{22} und *lesivœs* 25_{28}.

U. Beachtenswert ist nur *loi* = lui 44_8, 77_{22}, eine vielleicht anglo-normannische Eigentümlichkeit, cf. Suchier, Afrz. Gr. I, 1, § 24 b.

Au. Zu bemerken ist der Schreibfehler *orient* (audiverunt) 8_{13} neben *oirent* 8_{35}. — *Poures* $3_{1,8}$ etc. weist regelrechte Entwicklung des au > o auf; das u ist mit G. Paris (Alexius 100—101) als v aufzufassen. Heute lautet französisches *pauvre* im Pikardischen *pov*, cf. Koschwitz, a. a. O. p. 14_{12}, 18_9, 21_{27}, 24_2. — *Portesore* 69_4 = portas aureas mit der oben angedeuteten Reduction des oi > o und mit Vernachlässigung des Plurals beim Adjectiv; bei Villehardouin lautet dieses Wort *Porte oire* (§ 246). Ueber die „goldene Pforte“ in Jerusalem s. G. Paris, Alexius p. 194, Anm. zu 117 a.

2. Konsonantismus.

Palatale. – **c + a (e)** behält den velaren Lautwert: *castelain, marcaans, markie, trikeeur, bouque, esquieles* etc. Franzische Schreibungen mit *ch*: *chief, pechies, bouche* etc. kommen zwar vor, jedoch in geringer Zahl. Dass wir es hier nur mit einer Verschiedenheit der Orthographie und nicht der Aussprache zu thun haben, beweist wohl schlagend die doppelte Schreibung von *piquer* auf

der nämlichen Seite 60 $_{26, 34}$: *pikier* und *pichierent*, wobei das *ch* gewiss nicht den Laut *tš* ausdrücken kann. Der Copist scheidet im Ganzen sehr sorgfältig die Ergebnisse von c + e (aus a) und c + e, i, indem er beinahe immer den velaren Laut unzweideutig zum Ausdruck bringt: *franke, torkes, arkier, atakier, tunike, clokier* etc.

Für eine gewisse Gruppe von Wörtern ist indessen wirklich franzische Aussprache anzunehmen, wie Beetz in seiner Dissertation über c und ch vor latein. a dargethan hat. Diese sind immer mit *ch* geschrieben: *chevalier* (wie sämmtliche Ableitungen von *cheval*), *mareschiax* 2 $_{17}$, *char, preeeschant* 1 $_{9}$ und *preechie* 58 $_{12}$, *diemenche* 57 $_{31}$, *fichies* 65 $_{21}$, *denichier* 56 $_{9}$. Nach Beetz, l. l. p. 47, gehören die beiden ersten zu den ältesten Eindringlingen aus dem franzischen Dialect; *char* ist ibid. p. 44 verzeichnet und bei *preeeschant* spricht die ausnahmslose Schreibung mit *ch* für franzische Lautung, die zweifelsohne auch *diemenche* zukommt, wie der Reim *Climenche*: *dyemenche*, Lai d'Ignaure, Bartsch und Horning, Sp. 559, V. 11—12 und das heutige *dimẽš*, Koschwitz, 13 $_{76}$, lehren. Was die beiden letzten, *fichies* und *denichier*, anbetrifft, so sind sie unkontrollierbar, weil sie nur einmal im Text vorkommen. Sehen wir von diesen unsichern Beispielen ab, so bleibt für unsern Text eine bedeutend geringere Zahl schwankender Wörter (5), als Beetz sie a. a. O. fürs XIII. Jahrh. nachweist (16); dagegen treten manche dieser Ausdrücke bei Robert von Clari nur mit *k* auf, zeigen also kein Schwanken in der Schreibweise: *acater, castelain, marcaandise, cascun* etc.

Auch deutsches *k* tritt als Velar ins Pikardische über: *rafreskirent* 10 $_{10}$, *rike* 7 $_{2}$, *riques* 66 $_{32}$; blosse Schreibung wird vorliegen in *riche* 65 $_{31}$, 71 $_{9}$ angesichts der zahlreichen Formen mit *k* oder *qu* (modern aber *riš*, Koschwitz 14 $_{12}$). Ebenso vielleicht *k* in *deschiroit* 29 $_{13}$; vergl. Diez, E.W[5] 574 *eschirer*.

Der moderne Dialect hält noch an der Formel *c* + *a* (*e*) > *k* streng fest; doch machen sich manchmal schriftfranzösische Formen bemerkbar, wie z. B. *kuše*,

Koschwitz 12_{34}, 22_{89}, *maršę* 15_{32}, *mãš* (manche) 18_{14}, *maršãd* 19_{35} neben *markįe* 27_{29}, *šabə* 21_{28} neben *kãb* 21_{21}; sonst immer *k*: *kãt* 11_{12}, *ekmīz* (chemise) 20_{84}, *ko* (chaud) 20_{85}, *kįẽ* (chien) 23_{13} etc., aber auch g in *gvœ̧* (cheveux) 25_{15}, *gvo* (chevaux) 14_{84}.

In gleicher Weise wie das stimmlose *c* verhält sich das stimmhafte **g vor a** (e). Das Manuscript zeigt auch hier Spuren franzischen Einflusses, wenn der Copist *esjoijrent* 7_{14} schreibt neben der ächt mundartlichen Form *goie* 9_{2} etc. Dass die letztere das velare g aufweist, geht aus der Schreibung *Honguerie* 11_{9}, *longue* 35_{6}, *larguement* 62_{15} hervor; wir dürfen also ruhig das g velar aussprechen in *hebergier* 7_{5}, *large* 12_{28}, *longement* 20_{12}, *geline* 49_{26}, *gambe* 65_{19} etc. In den Verben *menger* 8_{11}, *venger* 9_{13}, 13_{80}, *vengier* 21_{2}, $_{7}$, 24_{20}, *nager* 55_{2}, *renger* 50_{1} wird g kaum als *dž* aufzufassen sein, doch finden sich Schreibungen mit j in *venja*, *venjast* 11_{1}, 17_{13}. 25_{27}, 83_{8}, *venjanche* 81_{22}, *menjue* 52_{16}. Für das *mengna* 75_{8} liest Riant *menjia*; allein das Mscr. bietet nirgends eine solche Form (briefliche Mitteilung des Herrn Prof. Nyrop). Sollte es ein blosses Schreibversehen oder vielleicht *mengua* sein? — *Carricare* ergibt *carkier* 56_{17}; in allen Formen tritt k auf (einmal qu), nie g, z. B. 23_{1}, 73_{9}, $74_{2,\ 10,\ 11}$ etc.

Sämtliche Beispiele, die Koschwitz aus dem heutigen Dialect bringt, haben *ž*: *mãže* $20_{75,\ 81}$, 23_{28}, *obliže* 20_{78}, *sulaže* 20_{80}, *goržõ* 26_{18}; das latein. *gallina* ist zu *glañ* $23_{9,\ 18}$ geworden. —

c + e, i und ti + Vocal. a) im *Wortanlaut* wird c + e, i > *ch* (*tš*): *chire* 7_{17}, *chite* 9_{12}, *cheus* 38_{30} etc. Abweichende Schreibungen kommen selten vor: *cite* viermal, *ceste* 28_{19}, *cil* 38_{4}, immer bei *cesser* 14_{27} etc. Anlautendes *sc* ergibt *s* in *septre* 74_{85} und in *ensient* 71_{4} — *descendu* 57_{19}, 60_{13} erscheint in den Urkunden als *deschendu* (Tiers-Etat I 150); s. dazu M.-L. Gr. I § 473 und Siemt. über latein. c vor e, i pag. 27.

b) Im *Wortinnern* ist zu unterscheiden:

1) *c + e, i intervocalisch > is: buisines* 9_{26} u. ö., *loisir* 28_{24}, 50_{3}, *demisiaus* 45_{24}. — *Innocens* 1_{3} und *sarrasins* 16_{14}, 26_{35}, 29_{4} sind gelehrt.

2) *c + e, i nach Cons.; α) sc. > is: vaissel* 37_{5} etc., *paistre* 77_{27}.

β) nach andern Cons. > ch (*tš*): *merchi* 17_{22}, 54_{1}, *monchiel* 56_{21}, *monchel* 56_{23}, $58_{28/9}$. — Gelehrt ist *medechine* 67_{7}.

3) *cị intervocal und nach Cons. > ch* (*tš*): *ichel* 1_{3}, *ichi* 2_{23} und *chi* 2_{33}, 9_{12}, (bemerke aber *sic* 37_{24}, *si* 39_{28}, 76_{22}), *brach* 35_{8}, 74_{8}, *cauches* 71_{2}, *fache* $18_{13, 14}$, (*faiche* 75_{2}, 81_{15}), *Franche* 1_{4}, 2_{24}, *lanches* 9_{5} etc. Ausnahmen sind *Grece* 12_{5}, *soulas* 28_{9} und *paroisse* 1_{8}; *croisies* 1_{18} etc. ist aus *crois* gebildet.

4) *Intervocales tị > is*: *raison* 1_{2}, *raisnavle* 12_{7}, *traison* 12_{14}, 22_{10}, 26_{1}, *palais* $18_{5, 13, 26, 34, 35}$ etc., *esprisier* 67_{28}. — *-itịu* ergibt einmal *-ige* in *servige* 45_{12}. *Grace* 43_{7}, $49_{19, 22}$, 59_{16} weist nie *ch* auf (cf. Siemt, l. l. p. 20 ff., Tobler, Aniel[2] XXII, Anm.) und auch *espace* 60_{14} wird sich gleich verhalten (*espace*: *lasse,* Roman d'Escanor V. 9902, Biblioth. des litter. Vereins in Stuttgart, Bd. 178.) In *Wistasses* 2_{9} ist ebenfalls stimmloses *s* vorhanden. — Gelehrt ist *precieuses* $65_{1, 18}$, 67_{6}.

Suffix -itịa α) > eche: *proeche* 44_{8}, $60_{21, 24}$ (*proesches* 2_{35}, $3_{3, 13, 15}$), *riqueche* 7_{4}, 65_{5}, 66_{28}, *largueche* 14_{7}, *nobleche* 10_{16}, 14_{19}, 65_{17} etc.

β) > ise nur zweimal: *cointise* 85_{8}, *marcaandise* 6_{17}.

Gelehrt ist *justiche* 20_{29}, 81_{12}; *Venice,* das sehr oft vorkommt, ist nie mit *ch* geschrieben.

5) *stị > is, iss: wis* 36_{28}, 60_{16}, *vissiers* 36_{4}, 9_{22}, *froisseroient* 55_{33}.

6) *tị nach Cons.* (ausgenommen s) *> ch* (*tš*): *commenchier* 6_{11}, *corchie* 3_{31}, 8_{1}, *pourcachier* 4_{27}, *forche* 15_{27} etc. (*force* 15_{28} u. ö.), *convenanches* 7_{23}, 48_{33}, *fianche* 53_{18}, *vaillanche* 55_{27}; *plaches* 63_{1}, $69_{18, 19, 21}$, *pieches* 18_{10}, 49_{28}. — *tertịu > tier* in *tier jour* 26_{4}, mit Fall des *s* vor

dž; denselben Vorgang belegt Koschwitz mit *katǫr žu̯ile* (quatorze juillet), Volksdichter p. 15_{89}.

Der moderne Dialect scheint etwas von der Schriftsprache beeinflusst zu sein, wie man aus *sitrõ* (Koschwitz) 20_{69}, *mersi* ibid. 29_{11}, *nos* (noce) 14_{26}, *režu̯isãs* 22_{45}, *bõbãs* 22_{47} ersehen kann; das alte *š* überwiegt jedoch: *garšõ* 13_{75}, *bašã* (bassin) 14_{27}, *dušəmẽ* 15_{58}, *mãšõ* (maçon) 27_{22}, *fu̯eš* (faciat) 29_{7}, *šüšę* 13_{63}, *bu̯ešõ* 20_{68}, *plaš* 21_{80}, *kãšõ* 29_{51} etc.

c) Im *Wortauslaut* wird palatales *c* > *is* in *crois* 1_{10}, 45_{21}, 46_{7}, *pais* 11_{19}, *empeerris* 15_{28}, *pois* 60_{31}.

Aus **g + e, i** entsteht im Pikardischen der stimmhafte Reibelaut *dž = g: gent* 2_{15}, *engiens* 11_{10}, *Jorge* 34_{11}, 35_{8}, *argent* 35_{12}, *angles* 21_{22} etc.

Dentale. — Auslautendes isoliertes *t* ist in den Participien Perfecti äusserst spärlich erhalten, was wohl mit der Zeit, in welcher der Copist schrieb, zusammenhängen dürfte. Unter den zahlreichen Participien Perfecti auf *-ę* findet sich die finale Dentalis nur in *corchiet* 83_{8}, unter denjenigen auf *-i* ist keine und unter denen auf *-u* sind blos drei: *eslut* 18_{6}, 73_{18}, *jut* 20_{10}, *corut* 79_{15} (zu *jut* s. Z. f. r. Ph. II 272). Wo auslautendes *t* durch einen vorhergehenden Consonanten gestützt wurde, ist es erhalten: *dit*, *eslit* etc.

Die Perfecta auf *-avit, -ivit* haben ihr *t* verloren, während diejenigen auf *-uit* dasselbe bewahren mit Ausnahme von *fu* und einmal *eu* 12_{20}.

Streng pikardisch ist die Behandlung von *t + s > s*: *croisies, avaes, osses, les, cas* (= chats), *pors* etc. Gelegentlich wird auch *st + s > s* reduziert: *os* 8_{9} neben *ost* 8_{21}, *chis* 16_{1}, und *chist* 18_{1}, *mas* 38_{1} etc.

Der Fall einer gestützten Dentalis im Wortauslaut ist belegt in *tor* (*tortum) 79_{85}; vgl. dazu den Reim: *entor*: *tor*. Gautier d'Arras, Eracles (Bartsch und Horning, Sp. 204, V. 25).

Palatalisierung der Dentalis ist zu finden in zwei einzigen Beispielen: *kemanch* 14_{6}, *mech* (mittat) 28_{16};

auch die moderne Sprache weist sie auf: *vẽ:š* (que je vende), Koschwitz 19_{87}.

Dass der Schreiber hie und da *ss* für *s* oder umgekehrt *s* für *ss* setzt, kann nicht überraschen: *Ssessons* 3_{82}, *croissies* 5_{1}, *osseroient* 45_{8}, *groses* 65_{19}, *fesisent* 71_{29}, *fusent* 6_{81} etc. Der Buchstabe *z*, den die Urkunden bisweilen für tönendes *s* verwenden, ist Roberts Copisten unbekannt. Dagegen setzt er in einer Reihe von Wörtern ein nicht etymologisches *s*, während er andererseits das lautgeschichtlich berechtigte *s* gelegentlich unterdrückt: *mesrons* 6_{4}, *vesres* 28_{28}, *esrer* 52_{17}, *S. Sousphie* 66_{35}; *meffait* 78_{14} (*mesfait* 78_{19}), *dit* 14_{21} (*dist* 13_{4}). Diese paar Beispiele genügen, um das Verstummen des *s* zu beweisen; über die Verwandtschaft von *r* und *s* im Pikardischen cf. Romania XV 620.

Labiale. — *B'l* ist zu *vl, ul* geworden in den p. 12 citierten Beispielen *desfensavle, raisnavle, estauli* etc. Weiter ist anzuführen die Auflösung der Labialis zu *u* in *eulia, eulię* 50_{14}. 65_{31}, 79_{12} (**oblitare* > *owlier* > *ewlier* > *euwlier* > *eulier,* cf. p. 16), *joules* (*jovelis) 16_{2}, 78_{31}, *pule* 42_{34}; in *route* 37_{14} und im urkundlichen *essieutę* (*exceptatu, Tiers-Etat I 173, 286) hat der gleiche Vorgang vor *t* stattgefunden. *B* bleibt dagegen erhalten in dem nur einmal vorkommenden *oublierent* 39_{32} und in den gelehrten *diable* 17_{2} etc., *oribles* 83_{5} und *nobleche* 14_{19} etc. Cf. hiezu p. 12 und 15, über *poures* s. p. 17.

Deutsches *w* bleibt erhalten: *Warniers* 1_{19}, *Wautiers* 2_{21}, *eswarder* 9_{1}, $35_{2, 5}$, *warnir* 28_{27}, 37_{10}, 38_{3}, *warir* 16_{16}, $67_{8, 9}$ etc. Franzisches *g* aus germanischem *w* kommt ziemlich häufig vor in gewissen Wörtern, die grösstenteils Ableitungen des Verbums *garder* sind: *garder, regarder, esgarder, avantgarde* 19_{27}, $20_{1, 4}$, $39_{6, 10}$, 41_{6}, 51_{1} etc.; dann auch in *garchons* 39_{10}, 48_{35}, *gaaing* 53_{21} und *gaignier* 47_{9}. Die übrigen behalten die einheimische Schreibweise. — Lateinisches *v* und germanisches *w* sind streng unterschieden; die einzigen Ausnahmen bilden *liwer* $5_{7, 25}$, *waissel* 37_{14}. 28_{26}, 5_{16} etc. und *ewangile* 67_{20}.

Dagegen vertritt *w* nicht selten ein *u*, das entweder aus ursprünglichem *u*, *ọ* + *i* (*aiwe* 24 $_{3}$, 36 $_{18}$, 44 $_{4}$ etc. neben *aive* 9 $_{16}$, 10 $_{27}$, 23 $_{8}$ etc., *kewes* 40 $_{21}$, *siwe* 76 $_{11}$, 77 $_{3}$, *wis* 36 $_{28}$, 60 $_{16}$ neben *uis* 16 $_{27}$, *huis* 67 $_{10}$) oder aus ursprünglichem *w* (*liwe* 7 $_{7}$, 34 $_{9}$, $_{12}$, 37 $_{25}$, *triwes* 68 $_{14}$) entstanden ist. Der Gleitlaut *ṷ* ist einmal geschrieben in *Manuvaus* 14 $_{11}$; ferner bemerke auch *touaille* neben *toaille* 65 $_{34}$, 66 $_{11}$ und 66 $_{3}$, $_{4}$, $_{9}$ etc. — Ueber *liwer* 5 $_{7}$, $_{25}$ s. Liquida; über *aqua* cf. p. 13.

Schwer zu erklären ist das *v* in *esruvllier* 67 $_{34}$; vielleicht ist *esruullier* zu lesen, wobei das erste *u* = *o* anzusetzen wäre, wenn man Ad. Tobler's Etymon **exroticulare* zu Grunde legt. (Götting. gel. Anz. 1874 p. 1041.)

Poitan 26 $_{14}$ ist vielleicht verlesen oder verschrieben; Riant setzt hiefür *Poitau*, doch auch diese Form kann nicht befriedigen. Cf. Oertberg, -avu in Ortsnamen. Dissert. Upsala 1899, p. 49 ff., wo *Poitou* als einzig richtig nachgewiesen ist.

Liquida und Nasale. — *L* ist vor folgender Consonanz vocalisiert; Schreibungen mit erhaltenem *l* sind blosse Anlehnungen an das lateinische Etymon: *moult* und *mout*, *malvais* und *mauvais* etc. kommen promiscue vor. Uebergang von *iau* in *ia*, nicht Schwund des l, liegt vor in den p. 13 citierten Beispielen: *Williames, roiames*; vergl. hiezu Auc. & Nicol. p. 65, no. 17. Ueber *i̮ls, e̮ls* s. p. 15 ff.

Bei *R* ist die häufige Metathese zu bemerken: *fremer* 10 $_{22}$, 74 $_{27}$, *fremal* 74 $_{32}$ und besonders in den Futur- und Condizionalbildungen wie *enterroient* 27 $_{22}$, *pendera* 17 $_{12}$ etc. — *liwer* 5 $_{7}$, $_{2}$, *liver* 5 $_{16}$ ist infolge einer solchen Metathese aus dem Futurum von *livrer* (*liverrai*) durch Abtrennung der Endung *ai* entstanden. — Ausfall des *r* liegt vor in *moudri* 15 $_{21}$, *munures* 43 $_{14}$, *graindes* 60 $_{1}$; pikardische Assimilation von *r* an *l* in *pourpalle* 26 $_{5}$, *pallerent* 84 $_{27}$ (s. M.-L. Gr. I § 528); Einschub in *Baptistre* 65 $_{28}$. Noch heute ist die Metathese des *r* dem Pikardischen geläufig: siehe in Koschwitz: *sakęr* 19 $_{29}$, 26 $_{9}$, *fęrnęt* (fenêtre) 13 $_{72}$, *forbu* (faubourg) 16 $_{1}$, *ferdrañe* (fredaine) 24 $_{40}$, *tertu* 27 $_{24}$. Cf. Doutrepont l. c. p. 77.

Die **Nasalen** bieten nichts nennenswertes. Eine bekannte pikardische Erscheinung ist das Fehlen der Gleitlaute *d* und *b* zwischen *l'r*, *n'r*, *m'l;* Beispiele hiefür finden sich auf jeder Seite. Doch fehlen auch die bekannten Wörter mit *b* nicht: *ensamble*, *asambler*. *M'r* schiebt immer ein *b* ein: *cambre* 50_{15}, *nombrer* 66_{28}, *nombre* 82_{31}.

Der Pikardie ist eigen die Assimilation von *nr* zu *rr* (M.-L. Gr. I § 527): *mesrons* = *merrons* 6_{4}, 8_{25}, 21_{6}. Die Formen *dourroient* 4_{27}, *douroit* 24_{1} etc. werden von P. Meyer verworfen (s. Additions et Corrections in den Chron. gréco-romanes p. 538); doch kennen die Urkunden ebenfalls solche Bildungen: *dorroit* Tiers-Etat I 132, *terra* = *tenra* ibid. 172.

3. Declination.

Die Declination gibt zu wenig Bemerkungen Veranlassung; sie ist in voller Reinheit erhalten. Die wenigen Fehler werden zum grössten Teil dem Copisten zur Last fallen.

Bei den **Masculinen,** die nach dem Schema *murs- mur- mur- murs* sich richten, sind folgende Schreibversehen zu verzeichnen: *Kievetaine* N. Sg. 3_{25}, *Kyrsac* N. Sg. 21_{20}, 22_{21}, *Venicien* Obl. Pl. 55_{18}, *mantiau* Obl. Sg. 68_{29}, *chevaliers* N. Pl. 78_{5}, *le rois* Obl. Sg. 27_{10}, *Androines* Obl. Sg. 19_{34}, 20_{16}, 21_{4} etc. — Die ursprünglichen Neutra der 2. Declination flectieren in derselben Weise; einzig *consaus* 5_{10} ist als fehlerhafter Gebrauch der Nominativform im Accusativ anzumerken.

Die Masculina der lat. 2. und 3. Declination auf *-er* haben im N. Sg. ein analogisches *s*, weisen also die gleiche Flexion auf wie die Masculina auf *-us*. Ein Nominativ-*s* besitzen auch die übrigen Masculina, diejenigen mit beweglichem Accent inbegriffen; unter den letztern sind jedoch hie und da noch ursprüngliche Nominativformen ohne *s* zu belegen bei *mesire* 26_{21}, 41_{16} etc. und *traitre* 50_{4} neben zahlreichen *sires*, *traitres*. *Empereur* kommt in häufiger Function des N. Sg. vor, z. B. 42_{24}, 43_{1}, 47_{3}

etc.; *barons* 26_{31} als N. Sg. ist schon alt (vergl. M.-L. Gr. II § 23).

Unter den **Femininen** der lat. 1. Declination findet sich *aumosnes*, das in zwei ganz gleichen Fällen (*ains estoit grans aumosnes*) 34_{1-2}, 57_{28-29} als Masculinum behandelt ist, wie *li estoires* 9_{29}, 10_{17}, 23_{18} etc; eine weitere Belegstelle hiefür konnte ich nicht ausfindig machen. *Troies* 34_{10}, 79_{35} hat wohl unter dem Einfluss von „*Troies*" (Champagne) ein *s* bekommen. — Die Feminina der lat. 3. und 4. Declination nehmen im N. Sg. ein *s* an; als abweichend sind zu verzeichnen: *gent* 13_{5} u. ö., *moitie* 6_{2}. Blosse Verschreibung liegt vielleicht vor in *mansion* Obl. Pl. 46_{16} (*mansions* 65_{7}).

Bei der Flexion der **Adjectiva** bemerken wir: *grandesme* Obl. Pl. 56_{34}, *toutes* N. Sg. Fem. 36_{12}, *chel* Fem. Sg. 53_{18}, 71_{24}, 80_{28} (jeweils vor vocalischem Anlaut), *grans* Obl. Sg. 21_{8}. *Grant* findet sich als N. Sg. Fem. in *Troies le grant* 34_{10}, 79_{35}, *grande* 28_{7}, 62_{12}, sonst immer *grans*. Die Adjectiva zweier Endungen, von *grande* und *markaande* 49_{23} abgesehen, nehmen noch kein *e* in der weiblichen Form.

Als **Vocativ** fungiert der Nominativ, wie *ribaus* 17_{11}, *Androines* 20_{19}, *garchons* 48_{35} lehren. Dabei steht *sire* immer in alter Nominativform 13_{16}, 18_{23}, 20_{7}, 26_{8} etc.; *biau sire* 17_{8}.

Artikel. Männlich Sg. N. *li* (einmal *le* 35_{31}), Obl. *le*, Plur. N. *li*, Obl. *les*; weiblich Sg. N. *le* (dreimal *li* 1_{1}, 27_{1}, 56_{19}), Obl. *le*, Plur. *les*. Während beim Masculinum der Artikel mit der Präposition verschmolzen wird: *du* (*dou* 51_{33}), *au* (*u* 11_{34} u. ö.), *des*, *as*, *es*, trifft man beim Femininum nur getrennte Formen: *de le*, *a le*, *en le*.

Aus dem Gebiete der **Pronominalflexion** ist etwa zu erwähnen, dass bei den *Personalpronomen jou* als betonte Form vorkommt, z. B. 8_{9} (unbetont *jou, je, g'*); neben *mi* 8_{8} auch *moi* 28_{24}. Der weibliche Accusativ ist pikardisch *le*, z. B. 45_{11}. *Ele* statt *eles* 39_{29}. Ueber *loi*= *lui* s. p. 17. Das *Demonstrativum chu*, aus chel + Cons.

in vortoniger Stellung wie p. 15 gesagt wurde, ist spezifische Eigentümlichkeit des Ponthieu und Amiennois (cf. K. Ganzlin, Die Pronom. demonstrativa im Afrz. Dissert. Greifswald 1888, p. 26); *chel* als Femininum ist p. 25 citiert. — Beim *Relativum* zeigen sich neben den unveränderlichen Formen bereits *tele* 8_{92} etc. und *quele* 1_{2} u. ö. als Feminina. — Die *Possessiva* erscheinen in pikardischer Lautung: unbetontes *no, vo* neben *nostre, vostre.* Für *mon, ton, son* kennt unser Text nur *men, ten, sen* (dreimal *son* 3_{28}, 5_{15}, 53_{10}), für *ma, ta, sa* ausschliesslich *me, te, se* mit elidierbarem *e.* Plur. Nom. *mi, ti, si* im Masculinum. *Leur* ist meistens ohne *s*; mit *s* 5_{12}, 57_{10}, an welch letzterer Stelle Riant es unterdrückt. Unter den betonten Formen ist *noes* Plur. Fem. 41_{29}, $42_{6, 11}$ (s. M.-L. Gr. II, § 92) anzuführen; männlich betont *siens* 12_{18} (*siens* 47_{6} als Nom. Plur.); über *siwe* 76_{11}, 77_{8} (s. p. 14), dem Femininum zu *sieus, sius,* cf. M.-L. Gr. II, § 90 und Suchier, Auc. et Nic.[3], p. 69, § 33.

4. Konjugation.

Wir teilen den Abschnitt über das Verbum in die verschiedenen Zeiten ein und behandeln in diesen Unterabteilungen zu gleicher Zeit die Personen und Modi.

Präsens. 1. *Indicativ.* Die erste Pers. Sing. der Conjugation auf *-er* ist mit Ausnahme des gelehrten *coroune* 18_{9} ohne analogisches *-e*: *pri* 10_{26}, *aim* 14_{7}, *fi* 14_{8}, *quit* 71_{8}; lautgeschichtlich berechtigt ist dasjenige der Proparoxytona *nomme* 12_{28}, *baille* 20_{29}. — Pikardischen Auslaut zeigt *kemanch* 14_{6}. — Bei den übrigen Conjugationen ist die 1. Sg. noch ohne analogisches *s*: *sui* 19_{14}, *voel* 72_{8}, *sai* 80_{30}. — Die 1. Pers. Plur. endet überall auf *-ons* (ausgenommen *sommes*, z. B. 27_{30}), die 2. Plur. auf *-es* oder *-ies* nach palataler Consonanz.

2. *Conjunctiv.* Ueber den Auslaut der 1. Sg. der 1. Conjugation kann uns das einzige *cache* 13_{6} keinen Aufschluss geben; bei *estre* lautet sie *soie* 72_{5}, bei *aler*: *voise* 72_{5},

bei *doner*: *doingne* 13_5. Die 3. Sg. hat noch kein *-e*: *port* 8_{10}, *paraut* 14_7. Pikardisch ist *meche* (mittat) 28_{16}, (modern que je vende: *vẽ*: *š*). Die beiden alleinigen Beispiele für die 1. Plur. endigen auf *-ons*: *puissons* 24_{14}, *conquestons* 24_{15}.

Imperfect. 1. *Indicativ.* Während beim Indicativ, der überall die regelrechten Formen *-oie, -oies, -oie, -ies, -oient* aufweist, nur in der 1. Plur. eine mundartliche Eigenheit (*-iemes*) anzuführen ist: *saviemes* 4_{22}, *poiemes* 12_6, *aviemes* 43_5, *veniemes* 43_6, gibt

2. *Der Conjunctiv* zu mehr Bemerkungen Anlass. Man stösst hier auf die nämliche Endung *-iemes* in der 1. Plur.: *fuissiemes* 12_8. Dann bilden die Verben der I. schw. ihren Conj. Impf. in der 1. Sg. auf *-aisse* und in der 3. Plur. auf *-aissent*: *venjaisse* 11_4, *livaissent* 5_{16}, *atornaissent* 7_{12} etc.; nur an zwei Stellen ist franzisches *-assent* belegt: *armassent* 25_6, *montassent* 38_4. Es sind sodann jene Bildungen auf *-esist, -esissent* anzuführen, die, wie Suchier, Auc. et Nic.[3] p. 69 schon bemerkte, in Robert's Text bei den Verben mit *si*-Perfecten die alleinigen Vertreter dieses Modus sind: *fesist* 9_4, *fesissent* 41_{18}, *presist* 25_4, *presissent* 19_4, *mesist* 35_{20}, *quesist* 58_8; ebenso *hounesist* 78_{24}, *partesist* 75_{12}, *partesissent* 26_{18}. — *Eslire* besitzt zwei Formen: *eslisissent* 72_{20} und *esleussent* 71_{32}. Die übrigen Verba der 2. und 3. Conjugation zeigen die gewöhnlichen Endungen. Es sei noch *fuissent* 12_{22} neben *fussent* 10_8 erwähnt.

Perfect. Die 1. Sg. ist stets ohne analogisches *-s*: *fui* 12_{10}, *vi* 12_{11}; *euch* 77_{16} hat pikardischen Auslaut. Die 3. Sg. der Verben auf *-i* ist ohne *-t*: *oi* 4_6, *offri* 4_{12}, *sivi* 25_{11} etc.; ebenso diejenigen auf *-a*: *passa* 4_{15}, *donna* 4_{32} etc. Dagegen behalten die Verben auf *-ut* ihr *t*: *jut* 15_5, *reconnut* 20_6, *mut* 23_{15}, *dut* 73_9 etc., ausgenommen *fu*. Die vorkommenden Zeitwörter der *habui*-Klasse enden in der 3. Sg. und 3. Plur. auf *-eut, -eurent,* nie *-ot, -orent*: *eut* 2_6 (einmal *eu* 12_{20}), *peut* 17_7, *seut* 15_8. In der

1. Plur. findet man noch kein analogisches *-s*: *mandames* 4_{22}, *alames* 43_{8}, *entrames* 43_{11}, *fumes* 73_{17} etc.; doch bemerke das einmalige *meismes* 43_{11}. Pikardische Endung zeigt die 3. Plur. bei *prisent* 3_{20}, *misent* 11_{19}, *fisent* 3_{7}, *conquisent* 1_{1}; einmal ist franzisches *dirent* 4_{26} belegt, sonst immer *disent*, z. B. 4_{8}. Zu erwähnen bleibt noch *remessent* 83_{8}.

Futurum und **Condizionalis.** Beide Tempora erhalten in der I. schw. das *e* des Infinitis: *manderai* 13_{8} etc., stossen es jedoch aus bei stammauslautendem *n*: *donroit* 7_{33} etc., wenn nicht *n* an *r* assimiliert ist: *douroie* 12_{31}, *mesrons* 21_{6}. In gleicher Weise ist *tenroit* 23_{32}, *manroient* 46_{11}, *venront* 70_{9}, *sivrroit* 25_{5} (aber *sivirroient* 39_{1}) etc. gebildet. — Häufig begegnen uns Analogiebildungen, wie *prendera* 17_{12}, *apercheverons* 28_{23}, *remeterons* 49_{1}, *deverons* 77_{24} etc.; Formen wie *acatrons* (Auc. et Nic.[3], no. 21, v. 12 und p. 72, § 3) finden sich hingegen nicht. Bei *Cons.* + *r* tritt Umstellung ein: *deliverroie* 50_{9}, *ouverroient* 55_{15}, *enterroit* 61_{5} u. a. m., doch auch *delivrast* 43_{15} etc.

Das Futurum und Condizionalis von *avoir*, *savoir* lauten *ara* 77_{22}, *sara* 77_{28}, *aroit* 55_{22} etc.; *avera* oder *avra* ist unserm Texte unbekannt. — Neben gewöhnlichem *seroit* findet sich einmal *esteroit* 55_{30}.

Wie beim Indicativ und Conjunctiv Imperfect lautet im Condizionalis die Endung der 1. Plur. *-iemes*: *porriemes* 9_{9}, 12_{9}, 21_{2}, *sariemes* 67_{20}.

Particip Perfecti. Ueber den Auslaut wurde p. 21 gesprochen. Es erübrigt noch, die analogischen Feminin-bildungen anzuführen: *lutes* 10_{34} und *teutes* 85_{19}; vergl. dazu M.-L. Gr. II, § 346.

Infinitiv. Es sei nur darauf hingewiesen, dass die pikardischen Infinitive *veir* 14_{8}, *seir* 20_{5}, *cair* 54_{8} auch in unserm Text vorhanden sind.

Aus dieser gedrängten Untersuchung geht unabweislich hervor, dass vorliegende Chronik in *pikardischem* Dialecte geschrieben ist. Eine engere Begrenzung wird dadurch möglich, dass *ę* in Position nicht zu *ie* diphtongiert und dass der Nachlaut *i* fehlt. Es ist so der ganze Norden und Osten des pikardischen Sprachgebietes ausgeschlossen und nur der westliche Teil kann in Betracht fallen; also im *Amiennois* oder im *Ponthieu* wird die Heimat des Copisten zu suchen sein. Da nun der Autor aus dem *Canton de Domart-en-Ponthieu* stammt (s. III. Der Autor, a. Sein Leben) und beide Gebiete, *Ponthieu* und *Amiennois*, die gleichen Spracheigentümlichkeiten zeigen, so ist man zu dem Schlusse berechtigt, dass sich die Sprache des Autors, in den Hauptzügen wenigstens, mit der des Copisten deckt.

II. Die Chronik.

1. Die Chronik als Geschichtsquelle.

Es kann natürlich nicht die Aufgabe eines Romanisten sein, eine geschichtliche Untersuchung der Chronik Roberts vorzunehmen. Eine Umschau in der grossen Litteratur über den vierten Kreuzzug wird jedoch auch ihm geboten erscheinen, wenn er sich ein vollständiges Charakterbild des Autors oder Auskunft über einzelne zweifelerregende Behauptungen des Berichtes verschaffen will. Das letztere erscheint um so notwendiger, als Roberts Werk an manchen Orten von demjenigen seines Zeitgenossen Villehardouin so scharf abweicht, dass dem Leser unwillkürlich da oder dort Zweifel an der Aufrichtigkeit des einen oder andern Darstellers aufsteigen. Auf die einzelnen Punkte zwar historisch-kritisch hier einzugehen, ist unmöglich; wir werden jedoch im Verlaufe der Arbeit Veranlassung nehmen, dies oder jenes einer kurzen geschichtlichen Prüfung zu unterwerfen. Wir bezwecken mit diesem Abschnitt nur, in wenigen Zügen darzuthun, dass Robert von Clari als ehrlicher, offenherziger Berichterstatter des denkwürdigen Ereignisses es verdient, nicht nur in der französischen Litteraturgeschichte als Schriftsteller, sondern auch in der altfranzösischen Geschichtschreibung als Historiker einen ehrenvollen Platz einzunehmen.

In erster Linie wird sich jedem Leser die Frage aufdrängen: ist Robert ein gut unterrichteter Berichterstatter? Kann man ohne weiteres seine Darstellung als eine authentische betrachten? Ist seiner am Schlusse der Chronik aufgestellten Behauptung, immer die unumwundene Wahrheit gesagt zu haben, voller Glaube beizumessen, oder haben wir, wie bei Villehardouin, Rück-

sichten persönlicher oder diplomatischer Natur anzunehmen, die die Wiedergabe der Ereignisse beeinflussen? Es sind dies Fragen, deren Beantwortung einesteils in der Natur der Sachlage, anderseits in geschichtlicher Forschung zu suchen ist.

Beim ersten Punkt ist die Antwort leicht. Robert von Clari selbst zählt sich zu den „povres chevaliers“, zu dem gewöhnlichen niedern Adel, dessen Einfluss ein geringer war, und als solcher nimmt er im Heere eine untergeordnete sociale Stellung ein, die ihn von allen höhern, einflussreichen Chargen ausschliesst. Es ist ihm unmöglich, an den Verhandlungen des aus den Höchsten im Heere zusammengesetzten Kriegsrates teilzunehmen. Die höhere Diplomatie bleibt ihm ein verschlossenes Gebiet, von dem er nur soviel erfährt, als auf diesem oder jenem Wege der Allgemeinheit bekannt geworden ist. In dieser Richtung wird also der historische Wert seines Werkes nicht zu suchen sein, wie dies schon die Behandlung der berüchtigten Ablenkungsfrage, d. h. der Bericht über deren Entwicklung zeigt. Die Geschichtsforschung hat schon lange bewiesen und damit den Bericht Villehardouins bestätigt, dass nicht die Kreuzfahrer dem jungen Alexius ihre Dienste angeboten haben, wie unser Autor (XXX) behauptet, sondern dass umgekehrt Alexius ihre Hülfe erflehte.

Wir ersehen daraus, in welchem Momente unser Chronist jeweilen Kenntnis erhält von den im Kriegsrat sich abspielenden Processen, nämlich bei Beginn der Ausführung des dort gefassten Beschlusses. Diesen Beschluss motiviert er dann nach seiner Auffassung, die zugleich als die des Heeres, der Allgemeinheit anzusehen ist. Diese Motivierungen bilden im allgemeinen eine der interessantesten Seiten des Buches; bieten sie doch ein Bild volkstümlicher Auslegung von nur ungenau bekannten oder vag begriffenen Vorgängen, in der Falsches, oft aber auch ein Kern von Wahrheit liegt — das den Geist der Masse kennzeichnende instinctive Erraten.

Es tritt dies deutlich zu Tage in der Behauptung (XXXIII), dass die eigentliche causa movens in dem so wichtigen Entscheide der Aenderung des Programmes in der Person des Grafen Bonifaz von Montferrat zu suchen sei. Wahr daran ist, dass dieser den neuen Plan besonders lebhaft befürworten musste als Vertreter der staufischen Politik und in Wahrung persönlicher, familiärer Interessen im byzantinischen Reiche.[1]) Dass er aber alle Hebel in Bewegung setzte, um Befriedigung persönlicher Rache an einem Robert unbekannten byzantinischen Kaiser zu finden, ist schlechterdings unmöglich; hätte sich doch seine Rache gegen den Vater seines Schützlings Alexius, den vom Throne verjagten Kaiser Isaak, gewendet, während dessen Regierung des Markgrafen Bruder Conrad in Constantinopel war. Wie sich Robert die Sache zurechtlegte, ist klar: er hat etwas vom berühmten Konrad von Montferrat gehört, von dessen Flucht aus Constantinopel, und da er die genaue Zeit und den betreffenden byzantinischen Kaiser nicht kennt, nimmt er keinen Anstand, das Geschehnis mit den genannten Vorgängen in Verbindung zu bringen als eine Erklärung, die er für die wahrscheinlichste hält. Was aber er, oder seine Kameraden, richtig erraten, bezw. geahnt haben, ist der Umstand, dass in der Person des Markgrafen, neben derjenigen des Dogen von Venedig, die eigentliche Triebfeder zu suchen sei; denn heutzutage wird wohl niemand mehr den bestimmenden Einfluss der staufischen Politik und der venezianischen Handelsinteressen leugnen wollen.

Dieses Beispiel mag zur Genüge beweisen, dass wir bei unserm Autor keine diplomatischen Geheimnisse offenbart finden werden. Die Wichtigkeit seiner Chronik als historischer Quelle liegt auf einer andern Seite, vor allem in den vielen Bemerkungen, die in dem auf die Hauptsache sich beschränkenden Berichte Villehardouins keinen Raum finden, in den zahlreichen Anecdoten,

---

[1]) Vergl. Mœser, l. l. p. 57, 58.

welche auf das militärische Leben und Handeln, auf die Schilderung der Wirkung der Ereignisse auf das siegende und besiegte Volk und dessen Treiben etc. Bezug haben. Hierin liegt nicht nur für den Historiker eine Fundgrube bislang unbekannter Thatsachen, erwünschter Ergänzungen zu andern Quellen, verborgen; auch der Kulturhistoriker kann daraus Nutzen ziehen und selbst der Archäologe findet darin manche genaue Beschreibung, manche Bestätigung oder Widerlegung anderweitiger Schilderungen verlorener Kunstschätze. Denn unser armer Ritter, dessen Sinnen und Trachten nicht, wie bei Villehardouin, in der Erfüllung der an einen sorglichen Staatsmann gestellten Forderungen aufgeht, hat Zeit und Lust, während der Dauer seines Aufenthaltes in dem mit Glücksgütern aller Art gesegneten Byzanz Herz und Auge an den seine Einfachheit blendenden Kunstprodukten zu ergötzen.

Die von Robert von Clari allein gemeldeten Vorgänge in seinem Berichte herauszufinden, ist nicht schwer; eine vergleichende Lectüre unseres Textes mit der Darstellung Villehardouins würde im grossen Ganzen genügen. Es sei uns aber gestattet, einige der wichtigsten Punkte in Kürze hervorzuheben, und da mögen zuerst jene verdächtigen, selbst dem hohen Adel geheim gehaltenen Verhandlungen der Kreuzzugsleiter mit Henrico Dandolo (XIII) angeführt werden, die vielleicht imstande sind, ein neues Licht auf die schon berührte Ablenkungsfrage zu werfen.[1]) Dann soll jene aufklärende Mitteilung Erwähnung finden, welche in der schroffen Abweisung des Freundschaftsgesuches des Bulgarenfürsten Johannissa den Grund

---

[1]) Der Satz im genannten Kapitel: *mes tout chil de l'ost ne seurent mie chest consel fors li plus haut homme* hat keinen Sinn, wenn er auf den Angriff Zara's bezogen wird; die prekäre Lage liefert die Pilger willenlos (XI) den kalt berechnenden Venezianern aus. Wir müssen weiter ausschauende Pläne voraussetzen, um die grosse Heimlichkeit zu erklären, und da kann es sich nur um Constantinopel handeln, so dass wir zur Annahme berechtigt sind, es seien die Grundzüge wenigstens des Vertrages zwischen Alexius und den Heeresleitern durch Vermittlung des Markgrafen und Dogen schon in Venedig festgestellt worden.

der späteren Zwistigkeiten erblickt (LXV)[1]; wie hier, so ist auch Robert der einzige abendländische Berichterstatter, der von der Abweisung eines Hülfsgesuches des Sultans von Iconium spricht (LII). Fügen wir dieser Aufzählung noch jenen unfreundlichen, ja schroffen Empfang der Kreuzfahrer durch ihre Landsmännin, Ex-Kaiserin Anna (=Agnes) (LIII)[2], die in unsern Augen einzig richtige Angabe der Zahl der am Kreuzzuge sich beteiligenden Ritter (XLIV)[3], die der Kaiserwahl vorangehenden allgemeinen Eifersüchteleien (XCIII, XCIV) und endlich die bei der Verteilung der Beute begangenen Betrügereien

[1]) Die Bestätigung dieser Nachricht liefert Johannissa selbst in seinem Briefe an Innozenz III., abgedruckt in Muratori, III 550, cap. 109. — Vgl. auch Nicetas, p. 301.

[2]) Moeser, l. l. p. 120 führt mit einer etwas leichten, dem Wortlaut des Textes nicht gerecht werdenden Art deren Uebelwollen auf ein unwürdiges Gebahren der Kreuzfahrer zurück. Der Grund liegt nicht nur für uns, sondern auch für Robert von Clari, tiefer. Man denke daran, dass diese Ex-Kaiserin durch Kaiser Isaac ihres zweiten Gatten Andronicus und damit des Thrones beraubt und in Gefangenschaft gesetzt wurde. Ihr Hass mag sich da auf die Markgrafen v. Montferrat — und damit auch auf die unter Bonifazens Befehle stehenden Franzosen — übertragen haben, von denen einer, Conrad, durch seine Unterstützung Kaiser Isaacs den ehrgeizigen Plänen der Branas, ihres jetzigen Geschlechtes, ein jähes Ende bereitet hat. Sie kann es den Franzosen nicht verzeihen, dass diese ihren Feinden, den Angeloi, zu Hülfe eilen. Dies ist auch Claris Auffassung.

[3]) Die Berechnungen Moesers (l. l. p. 169, 170) müssen abgewiesen werden. Abgesehen von den dort begangenen Rechnungsfehlern, ist die Basis, mit der operiert wird, eine falsche, weil der zahlreichen Desertionen nicht gedacht wird, welche doch die Zusammensetzung des Heeres beträchtlich geändert haben dürften. Daher der Widerspruch von p. 103, wo Claris Angabe von höchstens 1000 Rittern als beweisend citiert ist, mit p. 169, die uns ein Resultat von 1607 (lies 1670!) Rittern zu Tage fördert. Woher stammt nun dieses Plus von 607 (bezw. 670) Mann? Wieso kann sich trotz der vielen Desertionen die Ritterzahl um $^2/_3$ vermehrt haben, da erst geraume Zeit nach der zweiten Eroberung Constantinopels Zuzug kam? Selbst Kaiser Heinrich hat nicht mehr als 600 Ritter um sich vereinigt (s. dessen Brief an Innocenz III. in Brial, Recueil XVIII 529). Die schöne Proportionsrechnung wird wohl der bestimmten Angabe eines Augenzeugen weichen müssen, der als solcher für seine Zahl 700 mehr Autorität beanspruchen darf als irgend eine Berechnung, die nach vielen Jahrhunderten und auf unsichern, unbestimmten Angaben fussend, angestellt wird.

hinzu (LXXX, LXXXI, XCVIII, CV), so haben wir, ohne erschöpfend zu sein, zur Genüge auf einen reellen historischen Wert unserer Chronik hingewiesen.

Die Antwort auf die Frage: ist Robert von Claris Darstellung eine verbürgte? ist zwar damit noch nicht gegeben. Sie wird aber gefunden, wenn man unsern Text mit dem anderer Augenzeugen vergleicht, mit Villehardouin, Gunther parisius, dem Anonymus von Halberstadt, der Devastatio constantinopolitana, der päpstlichen Correspondenz mit den Kreuzfahrern, den Briefen der Grafen von Flandern und S. Pol und, last not least, mit dem griechischen Geschichtschreiber Nicetas Choniates. Diese Analyse hier wiederzugeben, mag uns erspart bleiben. Das Resultat, das ein jeder finden muss, wie's ja schon von K. Hopf, dem Grafen Riant, N. de Wailly u. a. m. und zuletzt, nach den genannten Gelehrten, von H. Moeser, l. l. festgestellt worden ist, ist das folgende. Roberts Bericht ist über das, was er selbst gesehen, selbst miterlebt hat, mit sehr wenigen Ausnahmen historisch verbürgt. Darin ist seine Treue über allen Zweifel erhaben, und mit voller Berechtigung darf er sich selbst das Zeugnis ausstellen, nach bestem Wissen und Gewissen die reine Wahrheit gesagt zu haben (CXX). Wenn er fehlt, so geschieht es immer bei solchen Vorgängen, die er nicht aus sicherer Quelle, vom Tische der Diplomaten, erfahren konnte, sondern bei denen er sich vielmehr auf das Gerede der Leute, auf das Höhrensagen verlassen musste. Daher ist die Darstellung des Anfangs des Kreuzzuges bis zum Eintreffen der Pilger in Venedig chronologisch so unzuverlässig, so verworren, trotz einzelner kostbaren Nachrichten, welche wir bei Villehardouin vermissen und welche unser Chronist von einem Ritter Nordfrankreichs, Alard Makereau (mit Villeh. als Bote nach Venedig gesandt) erhalten haben soll[1]).

[1]) Wir schöpfen diese Nachricht aus Moesers Dissert. p. 18. Klimke's Abhandlung über diesen Kreuzzug (Quellen etc. Breslau 1875, p. 9), welche diese Behauptung zum ersten Mal aufstellt, ist uns nicht zu Gesicht gekommen.

Das einzige, für das man ihn mit Recht tadeln kann, ist der grosse Mangel seines Gedächtnisses für Zeitbestimmungen; für ihn beginnt Fulco von Neuilly seine Kreuzzugspredigten „im Jahre 1203 oder 1204", zu einer Zeit, wo das Heer längst schon vor Constantinopel lag! Glücklicherweise scheint er sich seiner Schwäche bewusst zu sein. Nur selten giebt er bestimmte Daten an; er zieht vor, unbestimmte Begriffe wie *apres*, *apres il avint un jour*, *apres ne demora mie graument, entre ches entrefaite*s etc. anzuwenden.

In Bezug auf ihre Ausführlichkeit sowohl, als auch auf die treue Ueberlieferung, fällt Roberts Chronik, als Bericht eines Augenzeugen, in erster Linie in Betracht neben dem Texte Villehardouins. Der Verfasser kümmert sich infolge der Unkenntnis der im Kriegsrate sich abspielenden Vorgänge oft wenig um Ursache und Wirkung; seine Darstellung ist also keine pragmatische. Sie ist vielmehr eine rein äusserliche Zusammenstellung der geschichtlichen Ereignisse, so wie er sie vor seinen Augen sich abwickeln sah, trotzdem er sich gelegentlich für gewisse Dinge einen innern Zusammenhang schaffen will, der sich auf die volkstümliche Auslegung im Heere und auf eigene Geschichtskenntnis stützt. Der Wert der Darstellung wird dadurch nicht geschmälert; sie ist auf diese Weise geschützt gegen den Villehardouin treffenden Vorwurf, eher eine politische Rechtfertigung, als eine unparteiische Darlegung zu sein[1]).

Diese oft lose Zusammenstellung nimmt dem Bericht Robert von Claris den Charakter eines Geschichtswerkes,

---

[1]) So Graf Riant, Exuv. sacr. const. I. XXVI: car il est évident que le récit de Villeh. — rédigé postérieurement et lorsque la croisade, une fois terminée, put avoir besoin de justification auprès des esprits timorés — *a plutôt*, malgré l'origine tout à fait officielle des renseignements qu'il nous donne, *le caractère d'une apologie politique, que d'un exposé impartial des événements.* — Vergl. auch G. Paris, la littérat. franç. au moyen-âge, 2e édit. p. 127 § 89; ders. in Hist. de la langue et de la litt. franç. p. p. Petit de Julleville, I p. 1 (Préface); im gleichen Werke: Ch. V. Langlois, II 285, 286.

wie wir es uns vorstellen und das in ununterbrochener Reihe und in logischem Zusammenhang die Ereignisse und deren Folgen sich abwickeln lässt. Roberts „Conquête“ bietet eher die Form einer anspruchslosen Memoirensammlung, deren Wert im Reichtum und in der Aufrichtigkeit des Inhaltes liegt, sodass der Historiker mit grossem Nutzen zu ihr als einer Fundgrube von kleinen Einzelheiten greifen wird, die in mancher Beziehung die Berichte Villehardouins und anderer ergänzen und corrigieren.

2. Die kulturhistorische Seite der Chronik.

Von einem Manne, der eine so wahrheitsgemässe Schilderung eines der grössten Ereignisse des XIII. Jahrhunderts entwirft, darf man ein treues Bild der in Frage kommenden Völker, Stände und Personen erhoffen. Unsere Erwartung täuscht uns nicht. Das Gemälde, in dem er die Gesellschaft seiner Zeit uns vor Augen stellt, ist nach der Natur gezeichnet; Licht- und Schattenseiten sind in richtigem Masse verteilt. Robert lobt, was zu loben ist, wie er sich auch nicht scheut, Mängel aufzudecken. Und solche sind da; denn die Personen seines Dramas sind eben Menschen, voll wirklichen Lebens, keine Idealgestalten, wie sie die dichterische Phantasie erzeugt. Clari versetzt uns mitten unter seine Zeitgenossen. Ihr ganzes Fühlen und Denken liegt offen vor uns. Er schreibt allerdings keine psychologische Studie; in ungesuchter Weise und in unmittelbarer, frischer Empfindung lässt er uns in Reden und Handlungen den Pulsschlag des täglichen Lebens mit seinen Leiden und Freuden, mit all den das Menschenherz bewegenden Leidenschaften spüren. Es lohnt sich daher der Versuch, die einzelnen Züge zu einem Bilde zu vereinigen. Die Aufgabe ist dankbar. In manchem Punkte werden wir grelle Farben, sogar Misstöne finden, die man vergeblich in der Dichtung des XII. und XIII. Jahrhunderts sucht.

Robert beweist eben auch hier, um wie viel offener, rückhaltsloser er zu Werke geht, als sein grosser Zeitgenosse Villehardouin, und nicht minder macht sich der Standesunterschied bemerkbar, der die beiden Autoren trennt.

Die Reihenfolge, in der wir vorgehen wollen, scheint uns am zweckmässigsten mit der am Kreuzzuge sich beteiligenden französischen Gesellschaft zu beginnen. Die zweite Stelle wird ihren Verbündeten, den Venezianern gebühren, und am Schlusse werden die Gegner, Griechen und Bulgaren in Betracht zu ziehen sein. Hierauf mag, um dieses Kapitel zu beendigen, ein Abschnitt über Stadt- und Landschaftsschilderung, das Naturgefühl, Platz finden.

A. **Die Franzosen.**

Jedem Leser unseres Textes muss der gewaltige Unterschied in der Beurteilung der französischen Ritterschaft, d. h. genauer gesagt des hohen Adels, der *haus hommes* in den Zeiten zu Anfang und zu Ende des Kreuzzuges auffallen. Anfänglich nichts als Lob und nachher eine Klage nach der andern. Es beweist dies das redliche Bestreben Roberts, ein ungeschminktes, naturgetreues Bild seiner Gefährten zu geben. Dass er vielleicht da oder dort in den Farben nicht ganz den richtigen Ton getroffen hat, mag sein; die Liebe zur eigenen Nation mag ihn gelegentlich etwas zu mild, gekränktes Ehrgefühl zu hart gestimmt haben. Allzu arge Uebertreibung wird man aber nicht nachweisen können und wo man eine solche argwöhnt, geben Berichte anderer Autoren ein Correctiv, das die Beurteilung auf das richtige Mass zurückführt. —

Von der Tapferkeit, ja Tollkühnheit der französischen Ritter zu sprechen, wäre überflüssig; die ganze Chronik ist ein Loblied auf ihre glänzenden Waffenthaten. Die Geschichte liefert die Bestätigung. Ihr Ruhm hat sich über die ganze Welt verbreitet. Nicht umsonst sucht

der Bulgarenfürst Johannissa ihre Freundschaft nach (LXIV); „fürchtet er doch", sagt Nicetas, „ihre Lanzen wie das Flammenschwert."[1]) Das Compliment, das ihnen der vertriebene Sultan von Jconium macht, ist berechtigt; Robert verzeichnet mit Stolz im LII. Cap. seine Worte: *Chertes, seigneur, vus aves fait grant proeche, qui si grant cose, comme Coustantinoble est, qui est li kies du monde, aves conquis.* Dieses Lob fliesst zwar aus schmeichlerischem, eigennützigem Munde; aber Helden wie Peter von Bracieux, Peter von Amiens, Aliaumes de Clari, Heinrich, der Bruder des Grafen von Flandern, verdienen es.

Solche Leute kennen keine Furcht; einmal nur bekennen sie, von „grosser Angst" befallen worden zu sein (LXVI). Wohl sind sie in Zeiten grosser Gefahr *moult espoente* (XLIV), aber rasch entschlossen rücken sie vor, die Hülfe Gottes anrufend, denn „lieber wollen sie im Kampfe sterben als auf der Flucht." (LXVI). Ihre Todesverachtung verhilft zum Sieg; bestürzt ergreifen die feindlichen Reihen die Flucht (XLVIII).

Bei all ihrer Tapferkeit, die oft in Verwegenheit ausartet, zeigen die rauhen Haudegen doch eine lobenswerte Besonnenheit; sie stürzen sich nie mutwillig, unbesonnen in Gefahr. Sie wissen wohl, dass ihr Heldenmut allein grosser Uebermacht und griechischer Hinterlist nicht gewachsen ist. Persönliche Waghalsigkeit, die alles auf's Spiel setzen möchte, muss schliesslich doch ruhigerer Ueberlegung weichen (XLVII, XLVIII). So tollkühn sie auch im offenen Kampfe sich zeigen, so vorsichtig sind sie nachher. Es wird ihnen streng verboten, nach der Eroberung der Stadtmauer vereinzelt in die Strassen vorzudringen, wo sie dem sichern Tode verfallen würden (LXXVIII) trotz ihrer militärischen Tüchtigkeit und Ueberlegenheit. Diese letztere wird selbst von den Griechen

---

[1]) l. l. p. 301: eorum hastam ut flammeam romphæam reformidabat.

anerkannt,[1]) denen man sonst eine gute Dosis Selbstüberhebung und Eigenliebe nicht absprechen kann. Robert hebt denn auch die stramme Disciplin der Truppen stolz hervor (XLVII); derselben verdanken sie ja ihre Siege.

Leider bemächtigt sich ihrer während der steten Erfolge der Wahn der Unbesieglichkeit. Diese Einbildung macht sie politisch kurzsichtig und hochtrabend. Verächtlich weisen sie das Freundschaftsgesuch Johannissas ab[2]) und bedenken dabei nicht, dass sie sich durch diese bittere Beleidigung einen Todfeind schaffen, der die Reihen ihrer alten Feinde um ein beträchtliches vergrössern könne. Sie glauben ja, ihn und sein Heer „wie eine Schar Kinder“ (CXII) züchtigen zu können! Zu spät kommt die Reue über ihre Selbstüberhebung, die sie zur Hintansetzung aller Vorsicht verleitete; Graf Heinrich von Flandern erblickt nicht ohne Grund in der *inconsultata nostrorum audacia* die Ursache der verhängnisvollen Catastrophe von Adrianopel.[3])

Was den Kreuzfahrern dazu verhalf, Constantinopel zu retten und nach und nach die alten Besitzungen wieder zu erobern, ist jene alles überwindende Energie und Ausdauer, die sie von Beginn des Kreuzzuges an gezeigt hatten. Wenn sie, einmal unter sich einig, etwas sich vorgenommen haben, steuern sie unentwegt auf das Ziel los und lassen nicht ab, bis der erstrebte Erfolg ihre

---

[1]) Nicetas l. c. p. 311: Latinum exercitum in re bellica exercitatissimum und Clari CVI: *nous nous merveillons moult de vo boine chevalerie.*

[2]) Vergl. zu Claris Worten: *que ne de lui ne de s'aiwe n'avoient il cure; mais bien seust il que il greveroient et que il mal li feroient s'il pooient* (LXV), den Brief Johannissas an Innocenz III. (Muratori, op. cit. III 550): sed ipsi (scil. Latini) ei superbissime responderunt, dicentes quod pacem non haberent cum illo, nisi redderet terram ad Constantinopolitanum Imperium pertinentem,“ und Nicetas l. c. p. 301: „Johannissa habe nicht wie ein König mit Freunden, sondern wie ein Sklave mit den Herren zu ihnen zu reden.“ Dies verlangen die stolzen Barone!

[3]) Brief Heinrichs an den Papst Innocenz III., abgedr. in Brial's Recueil XVIII 525 oder bei Muratori a. a. O. III. 548.

Mühe belohnt. Hitze und Kälte, Hunger und Durst, die grössten Entbehrungen und Drangsale werden geduldig ertragen (LX, CII, CV), wenn nur dadurch die Erreichung des Zieles ermöglicht wird. Wohl ergreift sie manchmal eine trübe Stimmung: *entrementiers qu'il estoient illueques si esmari* (LX); ein Misserfolg entmutigt sie momentan, aber rasch gelingt es den Führern, mit neuem Eifer sie zu erfüllen (LXXII).

Die lange Dauer der Strapazen kann die Kreuzfahrer gegen die Unterworfenen hart stimmen; aber nie nehmen sie zu hinterlistiger Kampfweise ihre Zuflucht, um ihre Not rascher zu beendigen. Dieses offene, ehrliche Vorgehen ist bedingt durch den ritterlichen Sinn; Ganelon und die Maganzesi gehören auch im wirklichen Leben, nicht nur in der Dichtung, zu den verabscheuungswürdigen Personen. Die Worte Conon's de Béthune (bei Villehardouin § 214): *Et bien vos mandent il* (scil. les François) *qu'il ne feroient ne vos ne altrui mal, tant qu'il l'aussent desfie; que il ne firent onques traison, ne en lor tere n'est il mie acostume que il le facent,* sind ein Faustschlag in's Gesicht des jugendlichen Kaisers Alexius, der an einem ritterlichen, abendländischen Hofe Besseres gelernt haben sollte, als seine treuen Beschützer zu verraten. Denn als Verräter ist er in ihren Augen doppelt fluchwürdig; die verächtliche Sprache, mit der ihn der Doge als einen „elenden Buben“ (LIX) apostrophiert, ist nicht minder beredt, wenn auch weniger fein, als diejenige des wackern Kämpen Conon de Béthune. Der Versuch auf hinterlistige Weise, nächtlicherweile ihre Flotte in Brand zu stecken, wird, weil ihren Sitten fremd, ebenfalls als *grant traison* (LX) aufgefasst, und wir begreifen daher, dass die Nachricht von der Erdrosselung ihres ehemaligen Schutzbefohlenen im französischen Lager gemischte Gefühle wachrufen musste (LXII). Wenn schliesslich das Mitleid doch vielleicht die Oberhand erhält, so geschieht es wohl deswegen, weil die Entrüstung über die Greuelthat des noch grössern Verräters

Morchofles überwiegt. Grausame Strafe schwören sie ihm, und furchtbar ist das Gericht, das sie über ihn ergehen lassen (CIX). Welch bittere Ironie liegt in den Worten des Dogen: *de haut homme haute justiche!*, wenn man an die den Worten angepasste Todesart denkt.

Mit grösster Entrüstung glaubt Robert auch im eigenen Lager, in der Person des Markgrafen von Montferrat, einen Verräter zu erblicken. Derselbe nimmt während der Zeit seines Zwistes mit Kaiser Balduin I. die kaiserliche Stadt Didymotichum durch Verrat ein und auf die gleiche Weise will er sich Adrianopels bemächtigen (CI). Als richtiger Verräter ist er ihm ein elender Feigling; keine Strafe ist für einen solchen gut genug (CIV). Robert verachtet ihn demzufolge und findet bei seinem Tode keine Worte des Mitleids oder der Anerkennung seiner Verdienste (CXVI).

In diesem Punkte begegnen wir einer Entstellung des wirklichen Thatbestandes, die einer Berichtigung bedarf. Hier hat man sich zu fragen, ob es böser Wille oder persönliche, durch Erfahrungen im Lager gewohnte Ueberzeugung ist, die Robert dies hässliche Bild dictierte.

Bekanntlich kennt das Lob, das Villehardouin diesem Manne zollt, keine Grenzen; aber auch ihm wird man da nicht ohne weiteres glauben dürfen, weil er aus Dankbarkeit, von seinem Wohlthäter, spricht, was ihn zu überschwänglichen Ausdrücken verleitet haben kann.

Wer von den Beiden hat nun Recht? Es empfiehlt sich also, den Gründen der Antipathie Roberts nachzuforschen.

Robert hat anfänglich nichts gegen den Markgrafen einzuwenden. Er erwähnt speziell dessen Freigebigkeit (III) — aus seiner Charakterschilderung Kaiser Manuels (XVIII) zu schliessen, gefällt sie ihm sehr — und dessen Bereitwilligkeit, das Kreuz zu nehmen und sich nach ihren Plänen zu richten. Er scheint auch deswegen nicht missstimmt zu sein, weil er mit nach Venedig zieht, während die Gegner des Markgrafen, wie man an-

nimmt[1]), andere Hafenplätze aufsuchten. Eine feindselige Stimmung ist auch da nicht zu entdecken, wo er bei der Ablenkungsfrage von ihm zu reden Gelegenheit hat: er bemerkt in ruhigem Tone bloss, dass in seinen Augen der Markgraf den Weg zur Ausführung des vom Dogen gelieferten Planes zeigt und dass er in dessen vermeintlichen privaten Racheplänen die *causa movens* der schliesslichen Annahme des Projektes erblickt (XVII, XXXIII). Damit verschwindet er vom Schauplatz, abgesehen von einer gelegentlichen Nennung als Befehlshaber der Reserve (XLV), bis er wieder in der hässlichen Rolle eines rücksichtslosen, gewaltthätigen Thronbewerbers (*voloit estre empereur aussi comme par forche* XCIV) und hierauf als Verräter an seinem kaiserlichen Lehnsherrn auftritt (XCIX, CI, CIV).

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich, dass der Widerwille, um nicht zu sagen der Hass gegen den Befehlsherrn des Heeres erst bei der Wahlagitation zu Tage tritt. Es ist zwar möglich, dass der Keim dazu schon auf Corfu gelegt wurde; denn die Betonung des Umstandes, dass der Markgraf besonders um persönlicher Rache willen nach Constantinopel ziehen wolle, ist verdächtig. Diese, obgleich falsche, Ansicht musste bei vielen böses Blut machen, da sie doch unmöglich von Robert allein geteilt worden sein kann: es ist als sicher anzunehmen, dass er durch die öffentliche Meinung im Heere beeinflusst worden ist. Ziehen wir noch in Betracht, dass der Markgraf als Italiener, als Fremder, über die französischen Fürsten gestellt wurde und deren Macht zu eigenen Zwecken benützen wollte; dass die Italiener allgemein im Heer wenig beliebt waren und dass ausserdem der Markgraf als Vertreter der staufischen Politik manchem Franzosen verdächtig sein musste, so haben wir Gründe, die eine Abneigung rechtfertigen. Und wenn sich diese Abneigung Claris in Hass steigert, so wird dies wohl

---

[1]) N. ds Wailly in den Eclaircissements p. 457 ff. seiner Villehardouin-Ausgabe. — Auch Moeser, l. c. p. 41 ff.

damit zu erklären sein, dass der Markgraf Ansprüche auf den Thron erhob, und zwar mit etwas Nachdruck, da seine Rechte durch die gegnerische Partei bedroht waren[1]).

Wir finden somit, dass Robert im Fehler ist; die Schuld ist aber nicht allein auf ihn, sondern auf die allgemein herrschende Ansicht im französischen Heere zu werfen, deren Anhänger er aus patriotischen Rücksichten ist. Sein Bericht gibt demgemäss nicht ein richtiges Charakterbild des Mannes, wohl aber die Beurteilung, die er im französischen Lager genoss; (vergl. hiezu noch III. Der Autor, a. sein Leben.)

Wir haben soeben auf die Wahlagitation hingewiesen. Sie zeigt uns recht deutlich, wie gross die Rivalität war. Ein jeder der Grafen und Barone erstrebt die hohe Ehre des Kaisertitels; ein begreiflicher Standpunkt. Nur kommt es auf die Art und Weise an, wie man zu Werke geht; und diese scheint hier nicht gerade die ehrenhafteste gewesen zu sein. Jeder will eigenmächtig aus seinem Anhang die Wähler bestellen. Ein grenzenloser Ehrgeiz beherrscht sie, so dass an die 14 Tage lang eine Wahl nicht zu stande kommen kann, weil keiner dem andern die Würde gönnen will (XCIV). Diese Reiberei wirft ein bedenkliches Licht auf das Freundschaftsverhältnis unter den Führern. Die Rücksichtslosigkeit, wie sie bei Anlass des Ausfalls der byzantinischen Besatzung unter Alexius III. zu Tage tritt (XLVII, XLVIII), wäre daher nicht so auffallend, wenn nicht der militärische Ehrgeiz die Führer noch zu einem Schritte veranlasst hätte, der sonst nie unternommen worden wäre (XLVII), und wenn sie nicht einen anerkannt tapferen, ehrenhaften Mann der Gefahr des Ehrverlustes bei seinen Untergebenen ausgesetzt hätte (XLVIII). Wie wir also hier constatieren müssen, fehlt der hohen, adeligen Gesellschaft, um einen bezeichnenden modernen

---

[1]) Cf. Moeser, l. l. p. 171 ff.

Ausdruck zu gebrauchen, der Corpsgeist, der innere Zusammenhang, jenes verständige Entgegenkommen, die Bedingung eines erspriesslichen Wirkens. Alle aufmerksamen Leser unseres Textes werden zur Ueberzeugung gelangen, dass in den Augen Roberts der verletzte Ehrgeiz, die Missgunst die Schuld trägt an jenem unerquicklichen Verhältnis zwischen dem Markgrafen und Kaiser Balduin I., das die Existenz des jungen Reiches gefährdete. Der Tadel der Ritterschaft, den Kaiser Balduin über sich ergehen lassen musste (CX), ist ein Beweis der beidseitigen Rivalität, denn bloss gegenseitiges geheimes Uebelwollen konnte die keimende Feindschaft zum Ausbruch bringen.

Wenn in diesem Punkte Clari Grund hat, in nicht misszuverstehender Weise seinem Tadel Ausdruck zu geben, so findet er in anderer Beziehung noch mehr Anlass, der Mit- und Nachwelt eine Charakterseite der vielgepriesenen Ritterschaft zu schildern, die grosses Missfallen erregt. Man darf freilich nicht den gesammten französischen Ritterstand jener Zeit dafür verantwortlich machen; es liegt dies nach unserer Auffassung auch nicht in Roberts Absicht. Was er bezweckt, ist die öffentliche Klage gegen einen Teil des hohen Adels, der sich einer Niederträchtigkeit dem niedern Adel und den Gemeinen des Heeres gegenüber schuldig macht, die in unsern Augen um so grösser ist, als sie in einem Missbrauch der Machtstellung und einer schimpflichen Uebervorteilung armer, treuer Waffengefährten besteht.

Robert beklagt sich bitter über die Unehrlichkeit, das Bestehlen des gewöhnlichen Volkes um seinen Beuteanteil und die Schmälerung seiner Rechte. Dass dem Heere der Zweck der Fahrt nach Zara verheimlicht wurde (XIII), darüber geht unser Chronik mit der einfachen Feststellung der Thatsache hinweg. Mehr schmerzt es ihn, zu sehen, wie die Heerführer aus selbstsüchtigen Motiven das strikte Verbot erlassen, sofort nach der Einnahme Constantinopels mit der Plünderung zu beginnen,

Wenn dann wenigstens die von grossen Herrn bereits um das Beste erleichterte, aber immer noch unermessliche Beute ehrlich und redlich verteilt worden wäre! Aber da erweisen sich die grossen Herren als im höchsten Grade habsüchtig, als Diebe in des Wortes buchstäblicher Bedeutung! Kleinode und kostbare Stoffe lassen sie verschwinden, bevor die Teilung vorgenommen wird; anstatt den Schatz zu hüten, stehlen sie ihn. Und als endlich die Teilung stattfindet, erhält die Mannschaft nur ein bischen Silbergeschirr, aber nichts von den grossen Kostbarkeiten (LXXX, LXXXI). Ganz dasselbe wiederholt sich bei einer spätern Teilung[1]), nur erhalten jetzt auch die Frauen und Kinder ihren Anteil; aber der wertvollste Schatz bleibt ihnen immer noch vorenthalten (XCVIII). Wie ehedem werden sie auf später vertröstet. Inzwischen jedoch findet der Feldzug nach Saloniki statt und während der grösste Teil des Heeres dem Kaiser bei der Eroberung der alten byzantinischen Provinzen behülflich ist, teilen sich die in Constantinopel Zurückgebliebenen in den kostbaren Rest der Beute und berauben so ihre Waffengefährten, „die ihnen die Schätze erobern halfen“ (LXXXI), der letzten Hoffnung auf die verdiente Belohnung (CV).

Auch andere Autoren wissen von zahlreichen Diebstählen zu berichten, die uns in der Annahme einer im grossen betriebenen Betrügerei bestärken. Das einzige, was man vielleicht Clari mit Recht vorwerfen kann, ist eine gewisse Einseitigkeit, indem er nur den hohen Adel der Hehlerei bezichtigt und dabei übersieht, dass gewiss auch Leute seines Standes am gleichen Uebel krankten. Villehardouin berichtet (§ 255) ebenfalls von Unter-

[1]) In beiden Cap. LXXXI und XCVIII stösst man auf die gleichen Verteilungsobjecte, was den Verdacht erweckt, es handle sich in Wirklichkeit nur um eine einzige Teilung. Allein der Zeitunterschied und die erweiterte Zahl der Nutzniesser in letzterem Capitel machen zwei Teilungen wahrscheinlich, so dass auch die Uebereinstimmung im Wortlaut als zufällig zu betrachten ist. Vergl. übrigens noch die Devastatio constantinopolitan. in Hopf's Chron. gréco-rom. p. 92.

schlagungen, beschuldigt aber *et les petiz et les granz* zugleich. Der den Ereignissen fern stehende Verfasser der Continuatio historiae belli sacri des Bischofs Wilhelm von Tyrus[2]) bestätigt Villehardouin, wenn er sagt: *La fu tele la haine et la rencune entr' eus que li chevallers distrent que la povre gent avoient tot, et li povre disoient que li chevaliers avoient tot ravi*[1]) . . . . In diesen Worten liegt zudem noch ein Stimmungsbild, das ganz zu Roberts Darstellung passt: der Hass konnte bei diesen gegenseitigen Betrügereien nicht ausbleiben, und Hass blickt aus Roberts Klagen hervor (besonders Cap. CV).

Damit ist nun allerdings die Richtigkeit der Behauptungen Robert von Claris noch nicht erwiesen. Wie kann man aber daran zweifeln, wenn die „*covoitise*" die Gemüter derart beherrscht, dass sogar die Todesstrafe sie nicht zurückschrecken kann? (Villehardouin § 255 *et assez en i ot de penduz*). Roberts Anklagen sind so formell, die darin liegende sittliche Empörung macht solch tiefen Eindruck, dass man an deren Realität nicht zu zweifeln vermag; er würde zudem kaum gewagt haben, ohne wirklichen Grund der französischen Ritterschaft eine so herbe Beleidigung ins Gesicht zu schleudern.

Wir haben daher keinen Anlass, Zweifeln Raum zu geben. Der beste Kenner der geschichtlichen Verhältnisse des 4. Kreuzzuges, Graf Riant, nimmt keinen Anstoss, die Anklagen als wahr anzuerkennen[2]); nur scheint er uns nicht die volle Consequenz daraus zu ziehen, und wir selbst, wir gestehen es, thun es nur mit Zagen, da wir genötigt sind, einen Makel auf einen Mann zu werfen, der bis jetzt in unbefleckter Ehre dastand.

Das Wichtigste an der ganzen Angelegenheit ist offenbar jene Unterschlagung des Restes der Beute, der

---

[1]) In Martène et Durnand, Veter. Scriptor. et Monumentor. amplissima collectio. Paris 1729, Bd. V, col. 666, cap. 48.

[2]) Cf. Dépouilles religieuses, in cit. Mémoires d. l. s. nat. d. Ant. d. France XXXVI 33. oder Exuv. sac. const. I p. XLII.

den kostbarsten Bestand ausmachte und den die als Besatzung in Constantinopel gebliebenen Barone während der Abwesenheit ihrer Gefährten unter sich verteilten. Welches sind nun diese Leute? Es sind, um nur die bekanntesten zu nennen, nach Villehardouins eigenem Zeugnis (§ 268): der Doge Dandolo, Graf Ludwig von Blois[1]), Conon von Béthune und der grosse Geschichtschreiber Villehardouin in eigener Person. Villehardouin also hat mitgeholfen, seine Waffengefährten um ihren sauer verdienten Anteil zu betrügen! Der Marschall ein unehrlicher Mann! Das ist's, was wir Mühe haben zu glauben und das doch kaum widerlegt werden kann. Dies wirft nun allerdings ein bedenkliches Licht auf manche Stelle[2]) und ist imstande, seine auffallend warme Verteidigung der Venezianer zu erklären, welch letztere sonst allgemein, wie wir sehen werden, nicht gerade günstig beurteilt wurden. Es bewährt sich hier das alte Sprichwort: similis simili gaudet!

Es ist schade, dass Robert nicht mehr Details über diesen Betrug gibt. Leider erfährt man von keiner Seite etwas Genaues darüber und wir müssen es daher dem Grafen Riant überlassen, die Richtigkeit seiner Behauptung zu beweisen, dass dieser Betrug „auf Befehl und zu Gunsten des Dogen Dandolo[3])" begangen worden sei.

---

[1]) Der Reichtum der von Ludwig v. Blois nach Hause gesandten Reliquien übertrifft die Grösse des Anteils anderer hohen Barone um ein Beträchtliches. Die Erklärung, die Graf Riant Exuv. sac. constt. I p. XLIII Anm. 2 und Dépouilles relig. l. c. p. 36 Anm. 1 zu geben versucht, ist so gekünstelt, dass sie nicht überzeugen kann; jedenfalls dürfen wir keine Sonderstellung Ludwigs voraussetzen, gegen die sich die andern Grossen aufgelehnt haben würden. — Findet die Sache nicht in obiger Weise die einfachste Auslegung? — Nachzutragen ist noch, dass Robert von Clari in Cap. CIV selbst zwei davon nennt: den Dogen Dandolo und Ludwig v. Blois (und einige *autres barons qui i estoient remes*).

[2]) Es ist ganz natürlich, dass Villeh. § 292—296 mit keinem Worte den feindseligen Empfang der Gesandten erwähnt und dass er die Teilung der Beute nur so oberflächlich streift. (§ 252—255).

[3]) Riant, Dépouilles relig. l. c. p. 34; cf. auch Exuv. sacr. const. I p. XLII.

Wie nun die Herren sich in die Schätze teilten, bleibt uns verborgen, und ebenso die Art und Weise der Abfindung der zurückkehrenden hohen Barone, die doch ohne Zweifel ihr Recht energisch gewahrt haben werden.

Wenn nun ein Mann solchen Thuns fähig ist, so darf man auch geneigt sein, dem schon lange ausgesprochenen Verdacht der Mitwirkung Villehardouins am Verrat an der Christenheit[1]) Glauben zu schenken, den die Venezianer durch die Ablenkung des Kreuzzuges begangen haben sollen. Die Gier nach irdischen Schätzen muss stärker gewesen sein als der religiöse Eifer, als die Lust, für die Befreiung des heiligen Landes aus heidnischen Händen sein Leben in die Schanze zu schlagen. Daher werden alle päpstlichen Ermahnungen und Drohungen missachtet und deshalb wird alles aufgewandt, um die Ausführung des neuen Planes zu sichern. Jetzt erst wird recht verständlich, warum der Doge den Reichtum Griechenlands so betont (XVII); es ist eine geschickt hingeworfene Bemerkung, die die schlummernde Gier nach Glücksgütern wachrufen sollte. Das gleiche Experiment hatte er schon vor Zara erprobt (XIII), und der Erfolg mag ihn zur Wiederholung ermuntert haben. Mit Recht bemerkt somit der Chronista novgorodensis: *Franci autem omnesque eorum duces auri argentique cupidi erant, quæ Isaacides se iis daturum promisit*[2]), und als zum grossen Teil wahr muss man die Schilderung Nicetas anerkennen, wonach die Eroberer Constantinopels zu den „habsüchtigsten aller Völker“ zählen, für welche der kaiserliche Schatz, „da sie nach dem tyrrhenischen Meere lechzen, nur ein kleiner Tropfen sei[3]).“

Wo die Begierde in solchem Masse zum Ausbruch kommt, da muss auch rohe Gewaltthätigkeit herrschen;

---

[1]) Zuletzt von Ch.-V. Langlois, in Hist. d. l. langue et littér. franç. p. p. Petit de Jullev. II p. 286.

[2]) In Chron. gréco-rom. p. 94. — Vergl. Guntherus Paris. cap. XIV.

[3]) l. l. p. 272: Quæ (scil. kaiserl. Schatz) cum ab illa gente omnium avarissima et luxuriosissima, exiguæ guttæ instar acciperentur, Tyrrheni maris undas desiderante . . .

was nicht freiwillig gegeben wird, das wird gewaltsam geraubt. Robert spricht zwar nie von verübten Greuelthaten; doch die feierliche Betonung der Rache Gottes für die begangenen *oribles pekies* (CXII) ist beredt genug, und die Stelle: *et quant le povre gent s'aperchurent, si alerent dont qui miex miex, si prisent chou qu'il atainsent* (LXXX) beweist vollkommen rohe Gewalt. Diese kurzen Andeutungen, die unwillkürlich seinen Lippen zu entschlüpfen scheinen, verraten mehr als er gerne zugeben möchte. Er geht offenbar mit Absicht stillschweigend über diese unliebsame Geschichte hinweg; er schämt sich, eingestehen zu müssen, dass ein christliches Volk so sehr gegen menschliche und göttliche Gesetze verstossen kann. Wir begreifen ihn, wenn er nicht als Zeuge gegen seine eigene Nation auftreten will; er liebt seine Landsleute viel zu sehr, um ihnen eine so schreckliche Sünde der Entweihung und rohen Plünderung gottgeweihter Orte zur Last zu legen. Trotz aller Offenheit bringt er dies nicht übers Herz; er kann das Cap. LXVIII gemeldete Gelöbnis der Schonung der Kirchen nicht als reine Phrase hinstellen, die zu nichts verpflichtet hätte. Auch wir wollen nicht weiter davon sprechen und nur bemerken, dass diejenigen, die Näheres erfahren wollen, den griechischen Geschichtschreiber Nicetas[1]), den Chronisten von Novgorod[2]) und die Correspondenz des Papstes Innocenz III.[3]) durchblättern mögen, wo sie alle erwünschten Details finden werden.

Muss man sich aber da nicht fragen, ob wirklich noch ein Funken jener Frömmigkeit in solchen Leuten zu entdecken sei, die sie zur Aufopferung für die Befreiung des heiligen Grabes entflammen sollte? Es scheint, als ob dem nicht so sei; und doch haben gewiss viele das Kreuz nur in heiliger Begeisterung genommen, hingerissen durch die feurigen Worte des „*preudome*“ Fulco

[1]) op. cit. p. 281, 282, 289.

[2]) Chron. gréco-rom. p. 97.

[3]) Muratori, Script. rer. ital. III p. 538, cap. 94.

v. Neuilly. Manche hingegen werden andere Gründe zur Teilnahme bewogen haben. Bei jedem Kreuzzuge gab es eine Anzahl solcher, die nicht aus religiösen Bedürfnissen in's Feld zogen und gerade beim vierten lehrt uns die Geschichte, dass einige der mächtigsten Herren aus politischen Motiven, um der Rache der erstarkenden Königsmacht aus dem Wege zu gehen, das Kreuz anhefteten[1]; ihre Aufopferungslust kann nicht gross gewesen sein. Doch war die kreuzzugsfreundliche Partei auch hier die zahlreichere; sie macht gegen den neuen Feldzugsplan energisch Front, leider aber erfolglos. Die Meinung der Höchsten im Heere dringt durch, und wer sich nicht fügt, zieht weg. Die anfängliche Begeisterung, die Freude, nun bald ihre Waffen in den Dienst Gottes stellen zu können, wie sie bei der Abfahrt der dem Feinde unheildrohenden Armada vermeinten (XIII), nimmt rasch ein Ende. Rein weltliche Interessen erhalten die Oberhand und der scheinbare Zweck des Umweges über Constantinopel (die Erleichterung der Zufuhr von Hülfskräften), ist nur dazu da, um die zur direkten Lösung des Gelübdes drängende Partei gefügig zu machen und allfällige päpstliche Einwendungen zu beschwichtigen. Der Kreuzzug hat damit sein religiöses Moment verloren; dem religiösen Enthusiasmus ist die Nahrung entzogen, die den frühern Kreuzzügen so reichlich zu teil wurde. Robert erwähnt nirgends, auch nicht mit einem Worte, die Absicht der Unterwerfung der byzantinischen Kirche unter römische Oberhoheit[2]; für ihn wenigstens scheint dieses Argument, das doch den Schein der ursprünglichen Bestimmung des Heeres hätte wahren sollen, nicht den geringsten Wert zu besitzen. In seiner ganzen Dar-

---

[1]) cf. Moeser, a. a. O. p. 25.

[2]) Cap. LXXII ist nur gesagt, dass früher die Byzantiner römisch-katholisch gewesen seien; diese Worte können aber nicht als Nachtrag zu den Cap. XXXII erwähnten Vertragsbestimmungen angesehen werden. Jedenfalls stellt Robert diesen Punkt nicht wie andere Autoren als conditio sine qua non hin.

stellung kommt es nur einmal zu einer Art Religionskampf, da nämlich, wo den Leuten die Beschimpfung *chien*, ein für die Sarazenen reserviertes Epitheton, vorgehalten wird[1]). Aber selbst hier ist es kein Kampf für die Religion trotz der Versicherung der Geistlichkeit, dass die Griechen „Feinde Gottes“ (LXXIII) seien; man merkt hier allzusehr das Streben, den erlahmten Eifer der Mannschaft wieder neu zu entfachen.

Eine gewisse Religiosität dürfen wir aber den Kreuzrittern nicht absprechen, wenngleich deren Frömmigkeit nicht tiefgründend ist. Nur wenige von ihnen werden das glänzende Zeugnis eines Nicetas, ihres Feindes, verdienen, das dieser dem Grafen und nachmaligen Kaiser Balduin ausstellt.[2]) Immerhin halten sie fleissig geistliche Exercitien im Heere ab; Beichte und Kommunion entlasten die Gemüter und die in Aussicht gestellte Absolution spornt sie zu neuem Eifer an (XLI, LXXIII). Sie sind vom mittelalterlichen Wunderglauben erfüllt; Gott steht ihnen, direkt eingreifend, hülfreich bei (LXXIV—LXXV). Die tröstenden und mahnenden Worte der Geistlichkeit üben einen mächtigen Einfluss auf sie aus; ihre Bussstimmung ist einmal so stark, dass sie die „*foles femmes*“, jenes Krebsübel der Kreuzzugsheere, auf ein Schiff verladen und sie weit weg vom Heere senden (LXXIII).

Ueberhaupt ist die Macht der Geistlichkeit gross; ihr fällt in manchen Fragen die Entscheidung zu. So gibt sie in den Augen Roberts den Ausschlag bei der Ablenkungsfrage (XXXIX), ihr wird die Aufgabe der Kaiserwahl anvertraut (XCIV) und selbst für den geistlichen Stand des Feindes werden im voraus schützende Bestimmungen getroffen (LXVIII), was für eine grosse Ehrfurcht vor der Kirche und ihren Dienern spricht.

---

[1]) Diese Beschimpfung wird noch von andern bezeugt; so in den Briefen Kaiser Balduins und Heinrichs an den Papst und von diesem selbst in einem Briefe an den byzantinischen Patriarchen (Brial's Recueil XVIII 523, 532).

[2]) l. l. p. 294 sagt er: vir pius et modestus, . . . vacabat divinis laudibus.

Um so mehr überrascht es uns, auf der andern Seite einen so hartnäckigen Widerstand gegen die päpstlichen Gebote zu finden. Trotz der Gefahr, mit dem Banne belegt zu werden, zögern die Franzosen nicht lange, die Venezianer bei der Erstürmung Zaras zu unterstützen (XIV). Von dem heftigen Widerstand (Villehardouin § 63, 81—84) berichtet uns Clari weiter nichts, als dass zwei Ritter sich weigerten, sich an diesem Unternehmen zu beteiligen, „weil sie nicht excommuniciert sein wollen.“ Robert erweckt so den Anschein, als ob der Bannstrahl für alle andern seinen Schrecken verloren hätte; der Doge wenigstens spricht diesen Gedanken klar aus (*ne lairot mie pour l'eskemeniement l'apoistoile* etc. (XVI). So kann denn auch das erneute Drohen des Papstes die Kreuzfahrer vom Beschlusse nicht abhalten, das christliche byzantinische Reich anzugreifen. Sie hoffen allerdings, durch die Unterwerfung der byzantinischen Kirche unter römische Botmässigkeit den Zorn des Papstes über ihren Ungehorsam zu besänftigen. Der Papst ist kein gestrenger Herr, sondern ein liebender Vater, der die Fehler seiner Kinder guten Herzens verzeiht (XV). Um wie viel weniger muss ihnen ein solches Vergehen schwer erscheinen, wenn sie hierin noch von ihren Seelsorgern unterstützt werden. Es ist ja „keine Sünde, sondern ein gottgefälliges Werk“, wenn sie dem Bedrängten und Verfolgten zu Hülfe eilen (XXXIX). Das ist das Urteil der Geistlichkeit, welche von Innocenz III. beauftragt war, den Kreuzzug zu überwachen, d. h. mit aller Macht dahin zu arbeiten, dass das Heer wirklich den Boden Palästinas betrete[1]). Die Bischöfe zeigen da ihrem Oberhaupte gegenüber eine Keckheit, die sie zu gewöhnlichen Zeiten wohl nicht zur Schau getragen haben würden. Ein mächtiger Factor muss sie also zu diesem Schritte bewogen haben und diesen glauben wir im Reliquienreichtum Constantinopels erblicken zu dürfen, der nach

[1]) Muratori, Script. rer. ital. III 526, 533 (päpstliche Correspondenz).

der Ansicht des Grafen Riant[1]) manchen mit dem frommen Wunsche beseelte, seine Diöcese mit den verehrten Heiligtümern auszuschmücken und damit einen neuen willkommenen[2]) Anziehungspunkt zu schaffen. Man sieht, sogar beim geistlichen Herrn überwiegt in hohem Grade das weltliche Interesse; der religiöse Eifer, der ihn anfänglich begeisterte, *a la honte Jesu-Crist vengier* (Villehardouin § 27), ist in ihm zurückgetreten. Um wie viel mehr muss dies beim weltlichen Stand der Fall gewesen sein. —

Dies ist das Bild, das Clari von einem Kreuzzugsheere aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts vor unsern Augen entrollt. Er hat nicht geschmeichelt; die Schattenseiten zeigen sich so gut wie die Lichtseiten. Es sind Gestalten voll Leben und Kraft, bewegt von all den Leidenschaften, die das menschliche Herz durchwühlen. Rohheit und Wildheit ist gepaart mit Tapferkeit, biederer Ehrlichkeit und einer gewissen Religiosität, die stark genug ist, sie anfänglich für den Dienst Gottes zu entflammen, aber nicht mächtig genug, um ihren Eifer wachzuhalten und sie gegen irdische Versuchung zu stählen. —

B. **Die Venezianer.**

Was man aus unserm Texte zu einer Charakteristik dieses Volkes gewinnen kann, ist im Verhältnis zu der reichen Ausbeute über die Eigenschaften der französischen Nation spärlich. Das ist begreiflich. Robert schreibt seine Geschichte für seine Landsleute; er erzählt von ihrem Wohl und Wehe, von ihrem Streben und ihren Waffenthaten und berücksichtigt die Verbündeten nur so weit, als sie mit dem Gange der Ereignisse eng verknüpft sind. So muss er auch absehen von einer wenn auch noch so kurzen Beurteilung ihrer Auffassung der Dinge, was um so

---

[1]) Dépouilles relig. in op. cit. p. 14.

[2]) Uebrigens auch ein lukrativer Anziehungspunkt; vergl. Dépouilles relig. l. l. p. 4 ff.

erklärlicher ist, als der Sprachunterschied und wohl auch die oft beträchtliche locale Entfernung der beiden Lagerstätten (XLIX) einer engern Fühlung hinderlich sein musste. Persönlicher Kritik, wie er sie an den französischen Heeresgenossen übt, enthält er sich daher ganz. Er spricht nicht selbst, sondern lässt die Thatsachen reden. Doch auch da befleissigt er sich äusserster Kargheit, die so weit geht, dass sie oft den Verdacht der Verheimlichung erweckt. Einen solchen hegt man unwillkürlich, wenn man sich die Frage vorlegt, in welchem Verhältnis die Verbündeten zu einander stehen. Clari meidet es, offen davon zu reden. Man spürt sogar, dass er in möglichst schonender Weise vorgehen will. Allein am Ende seines Buches kann er seinen Groll nicht länger verbergen; man merkt deutlich, dass er das mit der Wahl Kaiser Heinrichs zusammengebrachte Verfahren der Venezianer (CXIV) als niedrig dargestellt wissen will, als ein Zeugnis der geringen Herzlichkeit, die zwischen den beiden Heeren waltete. Wenngleich Robert von einem unfreundlichen Empfang in Venedig nichts berichtet und er die Lagerstätte auf der Insel S. Nicolai als freiwilliges, freundliches Entgegenkommen hinstellt (X), — was übrigens andere Texte entschieden verneinen[1] —, so reden die Vorkommnisse doch eine andere Sprache. Die beschämende Unmöglichkeit der Erfüllung der finanziellen Verpflichtungen; die darauf folgende Drohung, die Kreuzfahrer auf der Insel auszuhungern (XI); der Freudentaumel über die endliche Befreiung aus dieser unerquicklichen Lage (XII); der heftige Kampf in Zara und die Mühe der Barone, die streitenden Parteien wieder zu versöhnen (XV); der Stossseufzer Roberts: *mais totes eures en eurent li Veni-*

---

[1]) Cf. Devastatio constant. in Chron. gréco-rom. p. 87: . . . similiter ejecti sunt de domibus civitatis, et positi sunt in insula beati Nicolai. — Vergl. auch Günther Paris. l. l. cap. VI; die Chronique d'Auxerre (Robert Abolant) in Brial's Recueil XVIII 265; die Continuatio Guill. Tyrii in Martène et Durand's Ampl. Coll. V, 667; den Anonym. Halberstadensis in Exuv. sacr. const. I 12 und den Anonym. Suessionensis, ibid. I 5.

cien leur moitie (LXXXI), der einer Klage über ungerechtfertigte Sonderstellung gleichkommt —, dies alles zeugt wenig von einem freundschaftlichen Verhältnis. Nach aussen hin allerdings, den Griechen gegenüber, stellen sie ein einheitliches Ganzes dar, fest zusammengekittet durch die Interessengemeinschaft. Es muss jedoch die Franzosen eigentümlich anmuten, wenn sie sehen, wie sie mit ihrem Blute für die venezianischen Interessen einstehen und ihren Verbündeten dazu noch eine Ausnahmestellung einräumen müssen, die jene von fast allen Verpflichtungen gegen sie befreit.[1]) Ob das dem Gedeihen einer wirklichen Freundschaft förderlich sein konnte, ist doch fraglich.

Clari's Absicht, nichts Ungünstiges über die Venezianer auszusagen, ist somit unverkennbar und vielleicht als Ausfluss eines gewissen Dankbarkeitsgefühls für ihre Mithülfe zu betrachten, ohne welche der Kreuzzug wahrscheinlich zu nichte geworden wäre, da wohl kaum eine andere Seestadt eine so grosse Flotte hätte auftreiben können. Vielleicht dürfen wir darin auch eine Wirkung der Hochachtung erblicken, die unser Autor vor den hervorragenden Eigenschaften des Hauptes der venezianischen Republik hegt, des Dogen Heinrich Dandolo. In ihm schätzt er den sämtlichen andern Führern geistig überlegenen Mann, der mit Geschick das Unternehmen leitet und dessen weisem Rat mancher Erfolg zu verdanken ist (XLI, LIX, XCIII, XCIV, CIX). Das ihm gespendete Lob ist ehrlich gemeint: *li dux fu moult preudons* (XI), oder *qui moult fu preudons et sage* (XCIII).

Dieser schonenden Rücksichtnahme ist es wohl zu verdanken, dass unser Text auch nicht die leiseste Andeutung enthält an die hervorragende Rolle, welche die Venezianer beim heimlichen Wegschaffen von Beutestücken gespielt haben, um damit ihren Beuteanteil zu vergrössern und das Kostbarste an sich zu reissen. Dies zu übergehen

---

[1]) Andreæ Danduli Chronicon, in Muratori, Script. rer. ital. XII 326 ff.

mag Clari auch deswegen geboten erscheinen, weil er seine gleich schuldigen französischen Standesgenossen ebenfalls nicht anklagt; er beschuldigt nur die Grossen des Betrugs, der Schmälerung der angesammelten Beute; was vorher weggeschafft wurde, erwähnt er nicht. Auffallend ist aber, dass er auch beim grossen Diebstahl, der während der Abwesenheit Kaiser Balduins von Constantinopel begangen wurde, für die Venezianer keine Worte des Tadels findet; denn dass nur bei den Franzosen die Schuld zu suchen sei, kann unmöglich behauptet werden, da die anwesenden Venezianer sich einer Verkürzung ihrer rechtmässigen Ansprüche energisch widersetzt haben würden. Im Gegenteil spricht die allen Kreuzfahrern bekannte Habgier der Lagunenbewohner eher dafür, dass diese die Anstifter des Unrechts waren.[1]) Es dürfte daher zum Teil den Venezianern die Verantwortung für die Habsucht der Franzosen zugeschrieben werden, indem sie jene zu unredlichem Gebahren zwangen, wollten sie nicht gänzlich übervorteilt werden. Dies erklärt uns die gehässigen Ausdrücke, die die meisten Chronisten jener Zeit den Venezianern gegenüber anwandten. Im gleichen Geiste wird das schon berührte Cap. CXIV unseres Textes geschrieben sein.

Mit dem Lobe hingegen kargt Robert nicht. Er rühmt vor allem mit begeisterten Worten das Produkt des venezianischen Fleisses, die stolze Flotte, die herrlichste, die die Welt gesehen hat (XIII, XL). Mit Recht beklagt sich daher der Doge über die Zahlungsunfähigkeit der Franzosen, welche diese Arbeit von achtzehn langen Monaten zu einer vergeblichen gemacht und die Leute so um die Frucht ihrer Mühe gebracht haben. Seine Strenge ist begreiflich; schöner aber noch seine Milde, die ihn seine Drohungen nicht ausführen lässt (XI).

---

[1]) Cf. Riant, Exuv. sacr. const. I p. XLII, XEIV; Dépouilles relig. a. a. O. p. 34; ferner den Brief Innocenz III. an die Venezianer in Muratori, Script. r. ital. III. 547 cap. 105. Ueber die Habsucht s. Gunther Paris. l. c. cap. XI: in spe promissæ pecuniæ, cujus illa gens (scil. Veneti) maxime cupida est . . .; vergl. auch Devastatio constant. in Chron. gréco-rom. p. 87.

Als Soldat bewundert Robert von Clari nicht nur die Kunst der Venezianer, „wunderbare und sehr schöne“ Belagerungsmaschinen zu bauen, deren Beschreibung er grosse Sorgfalt widmet, sondern auch ihre Geschicklichkeit in deren Handhabung und ihre bei jeder Gelegenheit bewiesene Tapferkeit (XLIV, LXIX, LXXI). Sie erreichen oft mehr als das an den Belagerungskrieg gewöhnte französische Heer (XLIX), und Robert steht nicht an, einem Venezianer den Ruhm zuzuerkennen, als erster die Mauern erstiegen zu haben (LXXIV), wie er auch den Verbündeten als tüchtigen Seeleuten seine Wertschätzung nicht versagt (LX).

Mitteilenswert sind noch zwei Punkte. Der erste betrifft den Widerwillen der Venezianer, sich am Kreuzzuge zu beteiligen (XI), der zweite deren Irreverenz dem Papste gegenüber (XIV). Die Entscheidung der Teilnahme am Kreuzzuge durch das Loos widerspricht Villehardouin gänzlich; eine so grosse Begeisterung, wie jener sie § 67—69 schildert, scheint in das Reich der Fabel zu gehören. Die hartnäckige Missachtung der päpstlichen Autorität und die Geringschätzung ihrer Drohungen rechtfertigen den scharfen Ton, den Innocenz III. in seinem schon citierten Briefe von 1205 ihnen gegenüber anwendet. Robert erregt hier insofern unser besonderes Interesse, als er zeigt, mit welcher Aufmerksamkeit er den Ereignissen folgt.

Fassen wir den Eindruck des in diesem Abschnitt Gesagten zusammen, so glauben wir hier ein Verfahren constatieren zu müssen, das vom früher bewiesenen Freimut in der Kritik an seinen eigenen Landsleuten scharf absticht. Robert zeigt eine gewisse Tendenz, die verbündete Nation glimpflich zu behandeln, obschon er hierin bedeutend weniger weit geht als Villehardouin, denn eine ungerechtfertigte Lobhudelei kann man unserm Chronisten nicht vorwerfen. Diejenigen Eigenschaften, die er lobt, verdienen hervorgehoben zu werden und entsprechen geschichtlichen Thatsachen. Was er aber mit Villehardouin

gemein hat, ist seine Sonderstellung andern Berichterstattern gegenüber, die eher geneigt sind, nur Schlechtes, nichts Gutes von den Venezianern der Nachwelt zu überliefern.

C. **Die Griechen.**

Für die Griechen fällt bei Clari nicht viel Gutes ab; es sind Feinde, die er tötlich hasst. Gute Eigenschaften entdeckt er sozusagen keine andern an ihnen, als die, einen unendlichen Schatz dem Heere als Beute hinterlassen und bei der Verteidigung Constantinopels etwelchen Mut und einige Ausdauer bewiesen zu haben (LXXI). Aber dieser Mut hält nicht lange stand. Ein einziger Ritter genügt, um eine zahlreiche Besatzung aus fast uneinnehmbaren Befestigungen zu verjagen (LXXIV), und der Bruder unseres Autors, Aliaumes, ein verwegener Kämpe, vermag allein und leicht bewaffnet eine erdrückende Uebermacht von Griechen vor sich herzujagen „wie eine Schar Tiere“ (LXXVI[1]). Kann es uns da wundern, dass die Griechen dem kühnen Vordringen der ungestümen Pikarden keinen Widerstand entgegensetzen, sondern in schimpflicher Flucht ihnen den Rücken wenden (XLVIII)? Die wuchtigen Hiebe, die sie bei der Verteidigung des Meerufers und des Turmes von Galatha zu spüren bekamen (XLIII, XLIV), nahmen den verweichlichten Byzantinern die Lust, im offenen Felde sich mit den abendländischen Haudegen zu messen, die ihnen, „an Gestalt den Lanzenschäften gleichend, als eherne Bildsäulen und als Würgengel[2])“ vorkommen. Nur wenn natürlicher Schutz sie vor dem Anprall der Ritterschaft deckt, wagen sie es, für einen Augenblick standzuhalten; in regelloser Flucht lösen sie sich jedoch auf, sobald sie die geharnischten Ritter mit gesenkten Lanzen auf sich einstürmen sehen (LXXVIII).

Ob dieser Feigheit dürfen wir nicht staunen; gehen

---

[1]) Auch Nicetas schreibt l. c. p 281: milleni ab uno fugabantur.

[2]) Nicetas p. 267.

doch die Herrscher selbst als Beispiel voran. Alexius III., der mit seinem gewaltigen Heerhaufen das Trüppchen Kreuzfahrer leicht hätte überwinden können, verdient die Verachtung seiner Unterthanen (XLXVIII), und bei dem prahlerischen Alexius Ducas, genannt Morchofles, bemerkt Robert, bei aller Anerkennung seiner militärischen Vorbereitungen (LXI) und seiner persönlichen Initiative (LXXIV), dass alles nur *grant beubant* sei (LXX, LXXIV, LXXVI), da im Augenblick der Gefahr auch er „in grosser Furcht" die Seinen im Stich lässt (LXXVIII).

„Die Griechen", sagt Gunther. Paris. cap. XVII, „sind ein von Natur aus furchtsames Volk." Diese selbst, Kaiser und Unterthanen müssen denn auch gestehen, dass ihnen der Begriff wahrer Tapferkeit fremd ist. Kaiser Manuel vertraut den französischen Waffen mehr als den griechischen (XVIII), und der Geschichtschreiber Nicetas spricht in Ausdrücken von seinen Landsleuten, die Roberts Charakteristik vollauf bestätigen[1]).

„Nun aber waren diese Griechen, die zur Verteidigung des Gestades gekommen waren, Leute, welche sich prahlend beim Kaiser anheischig gemacht hatten, auch nicht einen der Kreuzfahrer, so viele ihrer immer wären, festen Fuss auf byzantinischer Erde fassen zu lassen (XLIII)". Doch die Leichtigkeit, mit der sie, die Griechen, vertrieben wurden und die Eile ihrer Flucht sind Beweise prahlerischer Selbstüberhebung, der sie u. a. auch die Feindschaft der Bulgaren verdanken (LXIV). So sehr sind sie von ihrer Unbesieglichkeit überzeugt, dass sie erwarten, das Pilgerheer werde sie „aus Furcht vor ihnen" nicht angreifen (XLIII). Dessen kühnes Vordringen setzt sie daher in ein solches Erstaunen *(et furent si abaubi et si esbahi de chou* XLVIII*)*, dass sie allen Mut zum Widerstand verlieren. Ihr blosses Erscheinen und ein lärmendes Vorrücken (V III) sollten genügen,

[1]) Nicetas p. 281: consueta fuga; p. 299: ob nostrorum ignaviam ac degeneres abjectosque animos; p. 202: præcipiti et turpi fugæ se mandabant, vix aspectu hostium tolerato; etc. etc.

um den Feinden panischen Schrecken einzujagen[1]. Allein zum Angriff bringen sie es nicht; das furchtlose Auftreten der Gegner zwingt sie zur Umkehr auf halbem Wege (LXXVII, LXXVIII).

Der Hauptcharacterzug der Griechen liegt jedoch für Robert in deren verräterischem Sinn. Dieser erweckt den hellen Zorn unseres Autors. „*Traïr*" ist in seinem Berichte ein vielgebrauchtes Verbum und das Epitheton „*traitre*" ist sozusagen zum stehenden geworden, wenn er von dem Volke oder dessen Herrschern spricht. Falschheit, Hinterlist und Tücke spielen in seiner Geschichte der Commnenen und Angeloi die Hauptrolle und sind schuld am zweiten Kampfe, der die gänzliche Unterwerfung des byzantinischen Reiches zur Folge hatte. Durch Verrat verlieren Alexius II., Isaak II. und Alexius IV. ihren Tron (XXI, XXVIII, LXI) und die „Verräter, welche um den Kaiser waren (LX)", bewegen Alexius IV. zum Bruche seines auf Corfou gegebenen Eides, die vertraglichen Bestimmungen innehalten zu wollen (LVIII, LXI). Aus Furcht vor der Bosheit der Griechen, *qui traiteur estoient,* schlägt das Heer sein Quartier in Galatha auf und reisst zur Sicherheit 50 Ellen der Stadtmauern ein (LV). Ihr Kaiser selbst misstraut ihnen; er verlangt eine Palastwache (LV) und bricht beim Wegzug der französisischen Barone seinen Feldzug ab, *car il ne s'osoit mie fier en ches Grins* (LVII). Aehnlich sagt auch Kaiser Manuel: *si me fi plus en aus* (scil. les Franchois) *que en vous* (XVIII) zu seinen unzufriedenen Unterthanen[2].

Diese kurzen Bemerkungen Roberts sind insofern auch bedeutsam, als sie uns ein Stimmungsbild der Be-

---

[1]) Nicetas bezeugt dies schon für bedeutend frühere Zeiten: p. 51 erwartet der Kaiser durch sein blosses Erscheinen (suo adventu territi) die Feinde besiegt zu haben; vergl. auch p. 67: solo conspectu sui territi sollten die Gegner die Stadt übergeben.

[2]) Dieses Beispiel, das bei der Beliebtheit Manuels doppelt interessant wäre, verliert etwas von seiner Beweiskraft, da es nach älteren Chroniken nicht Manuel, sondern dessen Sohn Alexius II. betreffen soll. Vergl. Annales Aquicinctensis Monasterii in Brial's Recueil XVIII 536 ff. ad ann. 1183, 1184.

völkerung Constantinopels zu geben vermögen. — Cap. LII berichtet uns, mit welcher Freude Alexius der IV. von den Byzantinern nach der Flucht seines Onkels empfangen worden sei; den Baronen wird für ihre Hülfe herzlich gedankt. Allein der Ausdruck *si ami* belehrt uns, dass nur ein Teil der Bevölkerung dem neuen Herrscher hold gesinnt war. Deswegen muss er eine französiche Palastwache an Stelle der alten Leibgarde (bipenniferi) setzen. Aufklärend ist auch die vom Kriegsrat dem Sultan von Iconium gegebene Antwort: *che seroït uns perix de laier . . . Coustantinoble en tel point comme ele estoit* (LII). Warum die Sachlage eine so gefährliche war, lehrt uns Cap. LVIII: es ist die schonungslose Aussaugerei der Bevölkerung, um die vertragliche Contribution aufbringen zu können, welche diese Gährung hervorrief. Robert wird hierin von Nicetas bestätigt[1]. Ziehen wir noch die Hetzereien des Adels in Betracht (LVIII), so begreifen wir den endlichen Entschluss des jugendlichen Alexius IV., den Kreuzfahrern abzusagen trotz der Gefahr, deren erbitterte Rache auf sich herabzubeschwören. Diese herrschende, den Angeloi feindselige Stimmung zwingt uns auch, dem Bericht Roberts über den Empfang des vom siegreichen Feldzuge zurückkehrenden Alexius IV. mehr Glauben beizumessen als demjenigen Villehardouins (§ 207), der dessen Einzug unter dem Jubel der ganzen Bevölkerung stattfinden lässt. Es kann ja schon sein, dass die errungenen Siege bei manchem Freude erzeugten. Aber die Ueberlegung, dass jene Triumphe über eigene Landesgenossen, vielleicht über Freunde oder Verwandte errungen sind, macht uns doch die Schilderung Claris wahrscheinlicher, in welcher der Kaiser ohne weitere Freudenbezeugung des Volkes seinen Palast bezieht (LVII). Wo hätte überhaupt jemals ein Bürgerkrieg — um einen solchen handelt es sich hier doch — ungeteilte Freude hervorrufen können? Selbst der grösste Sieg kann da keinen Enthusiasmus erwecken;

[1]) l. l. p. 272 ff.

das drückende Gefühl, die eigenen Brüder hingemordet zu haben, erstickt die freudige Erregung im Keime, und dies im erwähnten Falle vielleicht noch mehr, da es die verhassten Fremdlinge waren, die ihre Waffen gegen hohe Belohnung (LVII)[1]) hülfreich dazu hergaben. Der Beweis, dass Alexius IV. die Herzen seiner Unterthanen nicht besass, liegt übrigens allein schon in dem vorsichtigen Abbruch seines siegreichen Feldzuges; eine Fortsetzung desselben ohne den Beistand der Kreuzfahrer scheint persönliche Gefahr für ihn eingeschlossen zu haben, der er lieber aus dem Wege ging.

Die Byzantiner, wie die Bevölkerung jeder Metropole, sind im Besitze einer Macht, die unter Umständen einen entscheidenden Einfluss auf die Politik der Regierung ausüben kann. Um ihre Gunst buhlen die Tronbewerber und zu eigenem Vorteil versuchen sie die Volksmassen aufzuwiegeln, die ihre Herrscher selbst einsetzen und wieder verjagen. So verdankt Isaac II. der Volksgunst seine kaiserliche Würde (XXII), wie auch später Alexius Ducas (Morchofles) seine Volkstümlichkeit benützt, um zum Trone zu gelangen (LXI). Die anfängliche Beliebtheit, die Alexius der IV. bei einem Teile des Volkes genoss, schlägt in Hass um und diesem zufolge verliert er Krone und Leben. Schon Alexius III. hatte es für geraten gefunden, der drohenden Haltung der Einwohner durch schleunige Flucht auszuweichen (L, LI).

So treu und ergeben die Einwohnerschaft Constantinopels einem thatkräftigen, guten Herrn gegenüber sein kann (XVIII), so hasserfüllt und blutgierig kann ein Tyrann sie machen. Die Schreckensherrschaft des Kaisers Andronicus treibt sie zum äussersten. Es bedarf nur eines willkommenen Anlasses, um die Leidenschaften zu entfesseln und keine Gewalt ist mehr imstande, dem Volkswillen hindernd in den Weg zu treten. Der Patriarch wird bei Verlust des Lebens gezwungen, die Krönung an Isaac II. zu vollziehen (XXII). Der Wider-

[1]) Ebenso Nicetas p. 275.

stand, den Andronicus leisten will (XXIII), ist nutzlos; er erhitzt die Gemüter nur noch mehr und furchtbar ist das (historisch verbürgte[1]) Strafgericht, das die rache-schnaubende Volksmenge über ihn ergehen lässt (XXV) als Belohnung für all die Grausamkeiten, die er und sein Statthalter begangen hatten (XXI—XXVI). Die Kaisermörder werden bei den Griechen härter bestraft, als die Kreuzfahrer es zu thun vermögen, die, der hohen Würde gedenkend, eine ebenfalls grausame, aber nicht so unehrenhafte Todesstrafe wählen (CIX). —

So scheinen denn die Worte begreiflich zu sein, mit denen die französischen Bischöfe in einer Feldpredigt die Griechen beurteilen: sie seien Verräter, Mörder, ehrlos und schlimmer als die Juden; in einem Wort, Feinde Gottes (LXXIII). Kürzer, aber nicht weniger ausdrucksvoll bezeichnet sie Guntherus Parisius (l. c. cap. XIV) als die „schlechteste Nation“, mit der die Kreuzfahrer zu thun haben konnten, und dies ist auch die Ansicht unseres Augenzeugen Roberts von Clari.

D. Die Bulgaren und Kumanen.

Das Wenige, was unsere Chronik über diese Völkerschaften zu berichten weiss, hat nicht den Charakter des Selbsterfahrenen, sondern des Gehörten, der Nachforschung bei Leuten, die etwelche Auskunft geben konnten; Robert hat selbst nie mit diesen Feinden des lateinischen Kaiserreichs persönliche Bekanntschaft gemacht[2]). Dementsprechend beschränkt er sich auf das Notwendigste.

Von den Bulgaren giebt er uns nur ein kleines Stück ihrer Geschichte zur Begründung ihres Abfalls vom byzantinischen Reiche und ihrer Feindschaft mit

---

[1]) Nicetas p. 174, 175.

[2]) Robert von Clari kam auf zwei Feldzügen im Reiche herum: mit Kaiser Alexius IV. zur Eroberung der griechischen Provinzen und mit Kaiser Balduin I. nach Saloniki; beide Kaiser kamen aber nicht mit den Bulgaren in Berührung, die erst 1205 sich bemerkbar machen. Zur folgenden Zeit vergl. den Abschnitt III. Der Autor, a. Sein Leben.

den lateinischen Kaisern; nebenbei erzählt er auch, dass der Papst Innocenz III. den Wünschen Iohannissas willfährig gewesen sei und ihn durch einen Cardinal zum König habe erheben lassen (LXIV, LXV). Dann wird noch ihrer Macht gedacht, die es wünschenswert machte, dass Kaiser Heinrich durch eine Heirat sich dieses Volk zum Freunde zu machen suchte (CXVI). Ueber ihre Sitten und Gebräuche erwähnt Clari nichts.

Etwas mehr Interesse scheint er den Kumanen abzugewinnen. Sie sind ein „wildes Volk“, Nomaden ohne festen Wohnsitz, treiben keinen Ackerbau. Sie hausen in Filzzelten, „worin sie sich verbergen“, und leben von Milch, Käse und Fleisch. Der zahlreichen, lästigen Mücken wegen wagen sie im Sommer nicht, ihre Zelte zu verlassen. Erst kurz vor Beginn des Winters unternehmen sie ihre Streifzüge, begleitet von 10 bis 12 gut dressierten Pferden, mit denen sie in einer Nacht 6 bis 8 Tagemärsche zurücklegen. Auffallenderweise rauben sie auf dem Ausritt nichts; erst auf dem Heimweg nehmen sie alles, was sie erreichen, Menschen, Tiere und sonstige Beute. Ihre Kleidung besteht in Schafspelzen (vergl. auch CXII *à ches plichons vestus)*; ihre Bewaffnung in Bogen und Pfeil. Jeden Tag wechseln sie ihr Pferd; dasjenige, das ihnen am Morgen in die Hände läuft, reiten sie den ganzen Tag und wagen nicht, ein anderes zu besteigen, da sie es als vom Schicksal gesandt betrachten[1] (LXV).

---

[1]) Ob wir wohl diesen Satz richtig interpretieren? (LXV p. 52): *ne ne croient autrement fors en le premiere beste qu'il encontrent le matinee, et chis qui l'encontre si i croit toute jour quele beste che soit.* Riant liest statt *qui l'* — *qu'il encontre* (was unmöglich ist, weil es dann *cheste* heissen müsste) und setzt Komma nach *autrement* und *jour.* In Z. f. r. Ph. III 97 glaubte Kr. Nyrop diesen verdorbenen Satz dadurch verbessern zu können, dass er statt *croit, croient, trait, traient* las; er kam jedoch laut gütiger brieflicher Mitteilung davon ab. Das Mscr. liest deutlich *croit, croient.* Eine Schwierigkeit liegt auch darin, dass wir bei obiger Deutung *beste* = Pferd auslegen müssen; in der ganzen Chronik wäre dies die einzige Stelle, wo *beste* = Pferd, das immer (gerade auch in diesem Capitel) *cheval* heisst. Wenn ich trotzdem dieser Interpre-

In diesen wenigen Bemerkungen weht ein ganz anderer Geist als in der anziehenden, lebensvollen Schilderung der französischen Gesellschaft. Es sind nicht unmittelbare, am Objecte selbst gewonnene Eindrücke, die Robert hier wiedergibt, sondern gesammelte Nachrichten, die er in lehrhaftem Tone vorträgt, um seine Leser oder Hörer mit diesen Völkerschaften bekannt zu machen.

Dies ist das Bild der Völker und Personen, die Robert von Clari auf dem Schauplatz der Handlung auftreten lässt. Es besteht aus einer Reihe von natürlichen Beobachtungen, die in ihrer Ungesuchtheit, Unmittelbarkeit der ganzen Darstellung den Odem des frischen Lebens und damit einen hohen Reiz verleihen. Der Geist der damaligen Ritterschaft, ihre Laster und Tugenden, edle und niedere Regungen der menschlichen Seele, wie sie der stete Kampf im Leben mit sich bringt, endlich auch die ernste und gesunde Lebensauffassung Roberts selbst, — alles das findet treffenden Ausdruck und macht die Chronik zu einer wertvollen, reichlich fliessenden Quelle, aus der jeder gerne schöpfen wird, der sich mit der adeligen Gesellschaft des alten Frankreichs beschäftigt.

E. Stadt und Landschaft.

Trotzdem sich die Kreuzfahrer von Anfang an bewusst waren, dass ihr Unternehmen gegen eine der grössten und stärksten Städte der Welt gerichtet war [1], so erstaunen sie doch über die ungeahnte Grösse und Festigkeit des alten Byzanz (XL), das neun Meilen Umfang hat, zwei Meilen breit und ebenso lang ist (LXXVIII). Eine einzige Feuersbrunst verheert ein umfangreicheres

tation den Vorzug gebe, so geschieht es, weil man am einfachsten im Satzinhalt eine Spur volkstümlichen kumanischen Aberglaubens vermutet. Oder will Robert etwa vom religiösen Glauben der Kumanen sprechen (*croire en* = verehren), wonach sie Tieranbeter wären?

[1] Gunther. Paris. a. a. O. cap. VIII: videbatur stultum . . . paucos homines peregrinos . . . tante urbi, tam munite, tam populose, bellum indicere.

Gebiet, als die Stadt Arras bedeckte (XLVI); Robert übertreibt wohl nicht, wenn Villehardouin erzählt (§ 247), dass eine solche mehr Häuser verzehrte, als die drei grössten Städte Frankreichs zusammen besassen.

Der Grösse der Stadt ist die Einwohnerzahl entsprechend; unser Chronist glaubt, „die halbe Welt“ sei in Constantinopel wohnhaft (LXXV). Ihre Besatzung allein zählt schon „hundert mal mehr Bewaffnete“ als das gesamte Angriffsheer (LXXVIII), so dass das Murren der Bevölkerung berechtigt ist, wenn Alexius III. die „zahlreichen Völkerscharen“ nicht hat zum Kampfe gelangen lassen (XLVIII). Es mangelt daher nicht an zahlreichen Verteidigungstruppen (XLIII) zur Handhabung der Kriegsmaschinen, die reichlich zur Abwehr des Angriffs vorhanden waren (LXI).

Die Stadt ist also mit Verteidigungsmitteln gut versehen. Selbst die engen Strassen mit den hohen, festen Palästen bilden Stützpunkte, die für den eindringenden Feind ebenso viele zu erobernde kleine Festungen bilden und noch viel Blut kosten können (LXXVIII), da die Gegner nicht nur mit den bewaffneten Insassen, sondern auch mit elementarer Gewalt, dem Feuer, zu rechnen haben. Besonders das *fu grijois* wirkt verderblich (LXXV). So ist es begreiflich, dass die Kreuzfahrer „sehr an der Einnahme zweifelten“ (XLIV), wenn die endlosen Kriegerreihen Alexius III. die Gefährlichkeit ihrer Lage (XLIV) und der vergebliche erste Sturm auf die frisch verstärkten Mauern (LXXI, LXI) die volle Schwierigkeit des Unternehmens ihnen klar zum Bewusstsein brachten. Der anfängliche Zweifel artet beinahe zur Verzweiflung aus, und es bedarf eindringlicher Ermahnungen, um ihren Mut wieder neu zu beleben (LXXII, LXXIII).

Ein gewichtiger Factor kommt da zu Hülfe; eine Beute, wie sie noch keines Abendländers Auge geschaut hat[1]), winkt ihnen. Die Pracht, der Reichtum des ehr-

---

[1]) Brief Balduins an Innocenz III.: . . . tantum tota non videatur possidere Latinitas (Muratori III 535).

würdigen Byzanz ist unbegrenzt; Clari ist gleichsam geblendet von all der Schönheit, die er an den Denkmälern, in den Kirchen und Palästen findet. Er wird nicht müde, uns des genauesten einzelne Schöpfungen antiker Kunst zu schildern; er bedauert nur, nicht von allen eine Beschreibung geben zu können, denn das sei unmöglich: „Kein Sterblicher, und wenn er noch so lange in dieser Stadt gewohnt hätte, sei imstande, all deren Wunder aufzuzählen (XCII).“ Besondere Anziehungskraft besitzen der Palast Bucoleon mit den zahlreichen *mansions*, die mit vom Wind gespielten Musikwerken[1]) versehen sind; die kaiserliche Kapelle; die Sophienkirche; die Kirche der sieben Apostel etc. (LXXXII—LXXXVII). Darin liegen so viele Reichtümer, „dass man sie nicht aufzählen kann·“

Auch die Plätze der Stadt bieten des Wunderbaren in Hülle und Fülle. In der Schilderung dieser Kunstwerke geht Clari so minutiös vor, dass er z. B. nicht vergisst, genau zu sagen, aus was eine Säule bestehe, wie sie eingefasst sei, wer sie bewohne (und seien es auch nur 10 Reiherpaare!), wie hoch sie seien, was für Inschriften sich darauf befinden, weshalb sie vom Volke so hoch geschätzt werden u. s. w. (LXXXVI, XCI, XCII). Des weitern wird die Wunderkraft einzelner Thore erwähnt (LXXXVIII) und des „verzauberten Spiels“ (Hippodrom) gedacht (XC) mit seinen kaiserlichen Logen, in denen der siegreiche Kaiser, auf goldenem Wagen durch das goldene Triumphthor (LXXXIX), vom Feldzuge heimkehrend, mit Wetten sich die Zeit vertrieb. Alles Dinge, die im höchsten Grade das Staunen des schlichten Abendländers erregen: kein Meister, weder der christlichen noch der heidnischen Welt, könne je wieder solche Werke schaffen (XC).

Seine Ekstase dictiert ihm entsprechende Ausdrücke: *merveille, grant merveille, moult merveilleusement.* Es

---

[1]) R. Wagner, Die Stellung des attribut. Adject. in afrz. Prosatexten, Diss. Greifswald 1890, p. 92 übersetzt das *ore musique* der Ausg. Hopf mit „Musivgold“; er übersieht aber die Correctur Nyrops (Z. f. r. P. III 98), wonach *ore* e *musique* zu lesen ist. *Ore* als Ergebnis aus aurum hätte ihn schon stutzig machen sollen.

ist begreiflich; denn seiner Meinung nach können 40 der reichsten Städte zusammen keinen solchen Schatz aufweisen. Ja, er glaubt den Griechen, wenn sie behaupten, in Constantinopel seien zwei Dritteile der Reichtümer der Welt angesammelt, und als besondere Bekräftigung fügt er bei, dass weder zu Zeiten Alexanders des Grossen noch Karls des Grossen eine solche Pracht zu finden gewesen sei (LXXXI). Wie muss es da erst vor der Eroberung ausgesehen haben, als die Wechsler ihre „grossen Haufen Byzantiner und Edelsteine“ in ihren Buden aufgestellt hielten; aber leider hatten dieselben vorgezogen, ihre Schätze vor den gierigen Blicken der Eroberer in Sicherheit zu bringen (XCI). Diese zahlreichen Wechsler und der grosse Reichtum deuten auf einen regen Handelsverkehr hin, auf die Bedeutung des alten Byzanz als Hauptverkehrspunkt zwischen Orient und Occident, eine Bedeutung, welche die Venezianer in ihrer ganzen Wichtigkeit zu würdigen verstanden. Sie setzten sich sofort in den Besitz der hervorragendsten Handelscentren und Handelsstrassen des Reiches (CXI)[1]) und durch Beschlagnahme der umliegenden Inseln sichern sie sich freien Weg und die Beherrschung der Zufahrt zur Hauptstadt. Ihre Herrschaft überdauerte denn auch das lateinische Kaiserreich um mehrere Jahrhunderte.

Wie schon kurz erwähnt besitzt Constantinopel eine Menge von Kirchen, Klöstern und Kapellen; kein Mensch kann die Zahl derselben bestimmen und es ist nur eine ungefähre Schätzung, wenn Robert die Zahl der Geistlichen und Klosterinsassen auf rund 30000 ansetzt (XCII). Demgemäss kann er auch von dem darin befindlichen Reichtum der Ausstattung nur Weniges, das Hervorragendste erwähnen. Die Sophienkirche z. B. besitzt einen Altar, dessen Wert sich unser armer Ritter nicht vorstellen kann: *on ne le porroit mie esprisier*[2]).

---

[1]) s. auch Danduli Chronicon in Muratori, op. cit. XII 328—330.

[2]) Aehnlich cap. LXXXV: *on ne peust mie nombrer l'avoir que il valoit.*

Einen kleinen Begriff will er uns doch beibringen durch die Bemerkung, dass jeder der Kronleuchter, deren er über 100 zählt, mindestens 2000 Silbermark wert sei. Für die Beschreibung des Restes der *merveilles* reicht seine Sprache nicht aus: *nous ne le vous sariemes mie descrire com fais il estoit.* Zudem würde es nutzlos sein, auch nur den hundertsten Teil aufzuzählen: *il sanleroit que che fust menchoingne, ne ne cresries vus mie* (XCII)!

Diese kurze Auslese soll genügen, um zu zeigen, welch' ungeheuern Eindruck auf die Gemüter der nur an die einsame Stille ihrer Burgen oder an die schmucklose Einfachheit der abendländischen Städte gewöhnten Ritter das alte Byzanz machen musste, der Sitz mächtiger Herrscher, in welchem Palast an Palast, Kirche an Kirche und Kloster an Kloster sich reihten und in welchem alles sich fand, was kunstliebende und fromme Kaiser im Verlaufe der Jahrhunderte an Kunstschätzen und gefeierten Reliquien angesammelt hatten. Roberts eigene Ueberzeugung liegt in den Worten des Sultans von Iconium: *Coustantinoble qui est si grant cose, est li kies du monde*! (LII).

Ueberblicken wir nun die einzelnen Züge, die Robert uns vorführt, so sehen wir, dass es weniger eine Stadtbeschreibung ist, die ihr Augenmerk auf das äussere Aussehen, auf den das Ganze charakterisierenden Aufbau, auf die innere Einteilung, d. h. auf eine Art von Vogelperspektive richtet, wie sie andere alte Texte kennen[1]), als vielmehr eine lose Aufzählung einzelner Gebäulichkeiten, Denkmäler, Mauern, wobei hauptsächlich der darin liegende Reichtum, die Festigkeit, seltener die architectonische Eigenheit der Form Berücksichtigung findet. Die Sophienkirche (LXXXV), einzelne Denkmäler (LXXVI, XCI, XCII) und das Hippodrom (XC) werden allein in groben Unwissen gezeichnet. Aber nicht eine präcise Bemerkung über die spezifische Form der Stadt lässt sich nachweisen, kein prägnanter Zug der sonst auffälligen,

[1]) Zusammengestellt von Du Cange, Historia byzantina, Paris 1680 fol

das Weichbild bedingenden Umgebung. Robert führt wohl das Vorhandensein eines Hafens, einer Vorstadt Namens Galatha an; selbst Thore werden genannt. Aber das alles sind nur vereinzelte Angaben, die der Phantasie jedes mit der Constantinopel eigenen Gestalt unbekannten Lesers freien Spielraum lässt. Solche Leute, und unter diesen werden die meisten Altfranzosen zu verstehen sein, schaffen sich im Geiste ein Bild, das sich mit einer beliebigen Hafenstadt deckt, nur dass sie diese Stadt mit den Herrlichkeiten ausschmücken, von denen ihnen Robert erzählt. Unser Chronist ist eben auch in dieser Beziehung ein Kind seiner Zeit, das mehr durch das Fremdartige, Ungewohnte der Form nnd der Dimension als durch die Schönheit eines Kunstproduktes entzückt wird.

Ebenso zeigt er eine grosse Indifferenz den landschaftlichen Reizen gegenüber. Die wenigen Bemerkungen, die er der Landschaftsschilderung widmet, sind nicht vom aesthetischen Standpunkt aus geschrieben, sondern nur angebracht, um einer Schlachtenscene zum leichtern Verständnis und zur Anschaulichkeit den nötigen Hintergrund zu geben. Deshalb erfahren wir, dass das Lager der französichen Kreuzfahrer unweit des Hafens auf welligem Terrain an einem Flüsschen lag, dass über die engste Stelle des Hafens eine Brücke nach Galatha führte und dass endlich gegen den Hafen hin, an der Stadtmauer, eine die Aussicht beherrschende Anhöhe sich fand (XLIV, XLVIII, LV, LXX). Und wie auch ganz besonders die Festigkeit der Mauern Constantinopels betont wird, ist die geschützte, fast uneinnehmbare Lage des bulgarischen Reiches hervorgehoben: *Blakie est une moult fort terre qui toute est enclose d'unes montaingnes, si que on n'i puet entrer ne issir fors par un destroit* (LXIV). Ein Landschaftsgemälde können wir hierin so wenig erblicken wie in der knappen Bemerkung: *Grece est une moult rike tere et moult plentive de tous biens* (XVII). Es fehlen hier sogar die wenigen, aber kräftigen Pinselstriche, die Villehardouin (§ 131, 135) zur Zeich-

nung seines Bildes verwendet und welche demselben ein angenehmes Colorit verleihen.

Eine Meeresfahrt der dalmatischen Küste entlang pflegt sonst durch die Erhabenheit ihrer Bilder die menschliche Seele zu erregen. Unser Chronist gibt sich jedoch den Anschein, als ob er an den malerischen Gestaden des adriatischen, mittelländischen und aegäischen Meeres achtlos vorübergesegelt sei, und ohne die reiche landschaftliche Abwechslung, deren Charakter von demjenigen seiner eigenen Heimat doch so verschieden war, auch nur eines Wortes zu würdigen, richtet er seinen Blick ausschliesslich auf die prächtig geschmückte Flotte und ihre Aufenhaltsstationen. Die rührende Abschiedsscene von Venedig (XIII), welche ihn und alle andern in helle Begeisterung versetzt, beweist wohl seine Empfänglichkeit für erhabene seelische Eindrücke. Allein nur ganz kurz und verschwommen ist das Bild, das er vor unserm Geiste auftauchen lässt mit dem Satze: *Quant il furent en chele mer et il eurent tendu leur voiles et leur banieres mises haut as castiaus des nes et leur enseignes, si sanla bien que le mers formiast toute et qu'ele fust toute embrasee des nes qu'il menoient et de le grant goie qu'il demenoient.*

Das Ergebnis dieses Abschnittes ist folgendes. Roberts Auge ist nicht scharf genug, um den künstlerischen, aesthetischen Wert des Anblicks einer Stadt und deren Umgebung entdecken zu können. Vom rein materiellen Standpunkt aus bestaunt er den Reichtum, das Seltsame in der Form und das Geheimnisvolle des Gegenstandes, das der mittelalterliche Aberglaube, die volkstümliche Naivität hineingelegt hat. Sein Interesse an der Landschaft allein ist bedingt durch den praktischen Nutzen für seine Darstellung, die er durch erläuternde Bemerkungen dieser Art fasslicher gestalten will. Die Schönheit einer Gegend, ihre Reize, ihre Lieblichkeit, das sind Dinge von untergeordneter, nebensächlicher Bedeutung.

III. Der Autor.

a. Sein Leben.

Schon wiederholt ist versucht worden, etwelche Nachricht über das Leben und die Familie Roberts von Clari zu sammeln. Als erster spricht K. Hopf von ihm in der Einleitung zu den Chroniques gréco-romanes (p. XI bis XIII), jedoch ohne eine Spur von seinem Geschlechte zu entdecken. Fast gleichzeitig tritt Rambaud auf mit einem kurzen Artikel[1]), der dem Sachverhalt etwas näher kommt, aber noch manche Irrtümer enthält, die in den letzten Jahren nun von G. Boudon[2]), soweit möglich, berichtigt worden sind. In den schon citirten Exuviae sacrae constantinopolitanae berüht einmal Graf Riant die Lebensverhältnisse Roberts, allein auch er befindet sich auf falscher Fährte.

Während nun Hopf's Nachforschungen nicht in Betracht fallen und Riant's Hypothese später eine Besprechung finden wird, muss Rambaud's Artikel inhaltlich kurz erwähnt werden.

Rambaud schreibt dort p. 118: „Il (scil. Robert) était de „Clariacum“ (Clairi-Saulchois), village de la banlieu d'Amiens, et vavasseur du vidame d'Amiens, sire de Pecquigny. De petite noblesse, il possédait à Amiens, d'après les renseignements locaux, une boucherie.“ Einige Zeilen weiter unten liest man ferner: „Notre Robert de Clari,

[1]) Robert de Clari, guerrier et historien de la quatrième croisade, in Mémoires de l'Académie nationale des Sciences, Arts et Belles-Lettres de Caen, 1873, p. 110 ff.

[2]) Robert de Clari en Aminois, chevalier, auteur d'une chronique de la IVe croisade, im Bulletin de la Société des Antiquaires de la Picardie, Année 1897, p. 700—734.

l'Amiénois, était-il chevalier? Il se donne cette qualification dans son livre: on aurait quelque motif, comme on va le voir, de la lui contester.“ Diesen Grund zum Zweifel an der Ehrlichkeit Roberts entnimmt er Cap. XCVIII unserer Chronik, worin der Bruder Roberts, der Cleriker Aleaume, zu Gunsten seiner Standesgenossen die Gleichberechtigung der Cleriker und Ritter bei der Teilung der Beute verficht: *et aucuns dist que che n'estoit mie drois que il partesist comme chevaliers, et il* (= Aliaumes) *dist que si estoit, que ausi avoit il eu cheval et hauberc comme uns chevaliers et que autant i avoit il fait d'armes et plus que teux chevaliers i avoit il* etc.

Dazu bemerkt Rambaud p. 120: „Ce passage, où Robert de Clari a l'air d'admettre ce principe subversif, qu'il suffit d'être à cheval, d'avoir un haubert, et de faire autant d'exploits qu'un chevalier pour pouvoir légitimement prendre ce titre, est bien propre à jeter un doute sur son droit à signer son livre: *Robers de Clari, li chevaliers.*“

Wie nichtig dieser Einwand ist, beweist G. Boudon mit den von ihm a. a. O. p. 722—734 veröffentlichten Urkunden. Darunter sind zwei besonders bemerkenswert, Nr. VI und VII, eine Schenkungsurkunde, ausgestellt von Peter von Amiens an die Abtei St. Johann in Amiens, und deren Bestätigung durch den Bischof Theobaldus, beide vom Mai 1202. Der Anfang von Nr. VI lautet: „Ego, Petrus de Ambianis, notum facio tam presentibus „quam futuris quod . . . anime mee volens providere sa„luti, pietatis intuitu provocatus, *hominum* etiam *meorum* „et amicorum prudenti usus consilio, concessi ecclesie „Sancti Johannis Ambianensis in perpetuum elemosinam „viginti jugera nemoris in territorio de Hornast etc.“ Am Schlusse folgen die Zeugen: „Hujus rei testes sunt . . . „*Gilo de Clari et Robertus, filius ejus,* Balduinus de Hame„lencourt etc. *milites.*“

In ähnlicher Weise, aber noch deutlicher, spricht sich der Schluss der Bestätigungsurkunde (Nr. VII) aus:

„Hujus rei testes sunt: . . . *Gilo de Clari et Robertus, filius*
„*ejus,* Balduinus de Hamelanecort et Manasserus, Baldu-
„inus Calderons, frater ejus, *qui,* eodem die, *in capitulo*
„*sancti Johannis resignaverunt et in perpetuam elemosinam*
„*dederunt quicquid se habere dicebant juris in avesna que*
„*contigua est nemori de le Gressoye prenominate ecclesie,*
„*que scilicet avesna ad fœdum ejus Petri spectare videtur.*“

Aus diesen Stellen ergibt sich mit unabweislicher Deutlichkeit, dass erstens einmal nicht blos Robert, sondern auch schon sein Vater Gilo Ritter waren; dann aber auch, dass Robert ein Lehensmann Peters von Amiens war, wie überdies sein Vater Gilo zu Dreux d'Amiens, dem Vater Peters, im gleichen Verhältnis gestanden ist. Robert spricht dies selbst deutlich aus im Capitel CIII der Chronik: *mes sires Pierres d'Amiens* (Lesart des Manuscripts.)

Mit der Feststellung dieser Thatsache ist nun auch sein Heimatsort gefunden. Wie sein Name sagt, stammt Robert aus einer der 3 Ortschaften, die im XII. und XIII. Jahrhundert „*Clari*“ (Clariacum) genannt wurden und die heute noch unter der Bezeichnung „Cléry“ oder „Clairi“ existieren. Davon fällt zum Voraus Cléry-sur-Somme, weil im Vermandois liegend, ausser Betracht. Im heutigen und von Rambaud in Anspruch genommenen Clairi-Saulchois (süd-östlich von Amiens) wäre die Heimat der Ritter von Clari wohl noch im Amiénois, aber sie würden nicht mehr vom Peter von Amiens, dem Herrn von Vignacourt, Flesselles, Flixecourt etc., abhängen, sondern direct von den Vidames d'Amiens, seigneurs de Picquigny. So bleibt nur noch *Cléry-les-Pernois* übrig, zwischen Flixecourt und Canaples, im Westen von Havernas und im Norden von Vignacourt. Dieses Cléry, zur Gemeinde von Pernois gehörend, zählte 1896 nur 7 Einwohner und liegt im *Canton de Domart-en-Ponthieu, arrond. de Doullens, dép. de la Somme.* Zur Zeit unseres Autors war es wahrscheinlich direct abhängig von der Schlossherrschaft von Vignacourt; von 1282 an gehörte es bis

zur französischen Revolution zum bischöflichen Besitz von Amiens. Noch heute kann man in den Archives départementales de la Somme das Lehen von Clari, d. h. Cléry, auf einem die bischöflichen Besitzungen von Pernois darstellenden Atlas (Boudon, 1897 p. 704 ff.) verzeichnet finden, wonach dasselbe 6 Hektaren, 45 Aren und 81 Centiaren betrug — ein für die Ritter von Clari gewiss bescheidener Reichtum, der uns erklärt, warum Robert in der Chronik sich zu den „*povres chevaliers*“ zählt.

Soweit hat also Boudon die Angaben Rambaud's widerlegen können; nur einen Punkt, die Behauptung bezüglich der Rechte der Ritter von Clari über die Metzgereien Amiens', war er nicht imstande weder zu bejahen noch zu verneinen, da nicht auszumachen ist, mit welcher Familie de Clari wir es in dem von Rambaud benützten Dénombrement du temporel de l'évêché d'Amiens en 1301 zu thun haben. Vergl. hiezu die Anmerkung Boudons auf p. 701 seiner Abhandlung von 1897; cf. auch pag. 702. —

Dies ist alles, was man bis jetzt über Roberts Leben vor 1202 bezw. 1203 erfahren konnte. Für die Jahre 1203—1205 mag seine Kreuzzugsgeschichte als eine Art Selbstbiographie gelten, denn was er von dem Heere im Allgemeinen, von seinen Kameraden erzählt, das kann auch von ihm erlebt sein; beschränkt er sich doch meistens in den Einzelheiten auf die Thaten desjenigen Truppenkörpers, den Peter von Amiens befehligte. Und da constatiert man ein wildbewegtes Leben, voll glänzender Waffenthaten und Ruhm, aber auch voll Sorgen, Not und Kummer, abwechselnd mit Ueberfluss und Freude, die leider stets getrübt wird durch das rücksichtslose, ja betrügerische Verfahren der Grossen. Das CV. Capitel der Chronik gibt so recht der Stimmung seines Herzens Ausdruck und schildert vorzüglich das harte Leben, das ihm beschieden war. Man darf sich daher nicht wundern, wenn er nach Verlauf dieser entbehrungs-

reichen drei Jahre sein Lebensschifflein in ruhigeres Fahrwasser lenken will und als Ueberbringer reicher Geschenke aus der kaiserlichen Kapelle in die Heimat zurückkehrt.

Aber wann hat diese Rückreise stattgefunden? Die Frage ist verschieden beantwortet worden. Karl Hopf behauptet, dass Robert erst nach dem Tode Kaiser Heinrichs, also nach 1216, die Heimreise angetreten habe[1]). Graf Riant lässt ihn erst im Jahre 1213 in der Heimat eintreffen[2]), ungeachtet der Inschriften, die er selbst abdruckt und die auch hier Erwähnung finden sollen. Rambaud l. c. p. 114, 128 setzt die Abfassung der Chronik und auch die Zeit der Rückkehr ins Jahr 1207 und Boudon schreibt l. c., 1897, p. 720: il semble avoir été de retour vers 1206. Es soll nun versucht werden, die Wahrscheinlichkeit zur Gewissheit werden zu lassen und den unbestimmten Begriff „vers 1206" in die Jahreszahl 1205 zu verwandeln, die, genauer betrachtet, die einzig mögliche sein kann.

Es seien zunächst die oben erwähnten Inschriften citiert, welche uns Graf Riant in den Exuviae sacrae constantinopolitanae II 175, 176 überliefert.

1. Auf einem von Robert nach Corbie gebrachten Krystallkreuz liest man: *Ce sachent tos cils, qui ces lettres liront, et croient fermement que ces saintes reliques qui ci sont en cest vaissel enselies* (sic!), *furent apportees de Constantinople, et qu'ils furent prises en la Sainte Chapelle a Buche de Lyon el palais l'empereur, et que Robillard* (!) *de Clari les apporta en cel tems que li cuens Baudeuvins de Flandre en fust empereur: des Caveaux Jesus-Christ, de sa Couronne, et del fust de la sainte Croix, et del Suaire nostre Seigneur, et del Porcaint qu'il eust entor ses rains en la Croix, et de sa Cote,*

---

[1]) S. Einleitung zu den Chron. gréco-rom. p. XI. In der Anzeige dieses Buches (Göttinger gel. Anz. 1874 p. 665) geht F. Hirsch noch weiter und lässt Robert nach 1216 in Constanstinopel sterben.

[2]) Exuv. sacræ const. I. Einleitung p. CXCV.

et de l'esponge dont il fust abbreuerez, et del Sepulchre, et des Caveaus nostre Dame, et de sa Chemise, et de sa Cainture, et del Voile dont ele couvrit son chef, et de S. Andrieu l'apostre, et de s. Barthelemy apostre, et des caveaus s. Jean Baptiste, et de son chef, de s. Felippe l'apostre, et des vestemens de s. Jean l'evangeliste, de s. Marc, et de s. George et s. Grisogone, des Innocens et de leur vestemens. (Riant schöpfte diese Nachricht aus einer nicht näher bestimmten Ausgabe des Chef de S. Jean von Du Cange, p. 157).

2. Entnimmt Riant dem Trésor de Corbie, édition Dusevel p. 21, 46 (ebenfalls ohne Datum und Ort) folgende Inschrift eines Processionskreuzes — „in cruce processionali ejusdem, scil. Roberti de Clariaco: *Bene sit Robillardo qui me attulit Constantinopoli.*"

Beide Kreuze sind heute nicht mehr vorhanden.

3. Reproduziert derselbe l. c. p. 239—240 folgende Stelle aus dem Mscr. der Historia Corbeiensis des J. J. Bonnefons (Bibl. Nat. Mscr. lat. 17143), die leider, weil gedruckt nicht zu finden, nicht verifiziert werden konnte: „His similiter annis (1212) maioris ecclesiæ scripturæ, auro argento et crystallo insculptæ, viam ac rationes et tempus, quibus luculentam admodum, et vix ulli Picardiæ ac Belgij templo secundam, sacratissimæ Crucis adeptionem, adepti sunt Corbeienses, consignant, et a quibus prodierit, aperiunt. Quorum, id est temporis et locis (l. loci et) occasionis, et largitoris ipsius, a quo basilica primaria tantum munus accepit, conformitas, incusam, si bene attendantur, conciliabunt auctoritatem, pretiosis duobus donariis, quibus hac tempestate cœnobium Corbeiense, tanto malorum aggere attritum, tot discordiis lacerum, solus Deus solatus est, et ditavit, duabus thecis, quarum quæque, in crucis figuram faberrime elaborata, non modicam salutiferi et sacratissimi ligni, in quo salus et vita nostra pependit, portionem, aliasque pretiosas admodum reliquias includunt. Ceterum cum Corbeiensis basilica permulta lypsana, divitibus sane thecis contenta, adservet, omnium tamen

principem locum prædictæ cruces, ex vivifico ligno conflatæ, ipsis thecis inclusæ, obtinent . . .

Nihil porro sanctius ostendunt Corbeienses, quinque pæne sæcula corroboratum, ex anno millesimo ducentesimo tertio aut quarto. Ab reduce Robillardo de Clari ex Constantinopolitanæ urbis expugnatione accepta munera ex utraque subjecta epigraphe cognoscere licet. Quæ urbis Constantinopolitanæ per Francos expugnatio accidit anno millesimo ducentesimo quarto; in hoc anno Robillardum de Clari pretiosa adeo numismata et donaria, ex imperatorum Constantinopolitanorum capella erepta, Corbeiam transvehisse et primariæ ecclesiæ dedisse, non temere forsan affirmo, cum legam quod, anno millesimo ducentesimo quarto, pridie idus aprilis, atque (sic!) pridie nonas maii sequentis, imperium ad Balduvinum Flandriæ comitem, triumphante exercitu, delatum fuerit . . .

Prædictas vero has duas sacras cruces Corbeienses, ex eodem imperatorum constantinopolitanorum palatio indigetato Bucca-Leonis (ac ipsæ per Henricum imperatorum ad Philippum fratrem suum missæ) translatas a dicto Robillardo de Clari testantur vetustissimi characteres, utrique cruci argenteæ et chrystallinæ impressi, seu insculpti produnt."

4. Schon im Jahre 1845 veröffentlichte J. Garnier das Historiae regalis abbatiae Corbeiensis Compendium des Dom Cocquelin (1672—78) in den Mémoires de la société des Antiquaires de Picardie VIII 378—534, und da liest man p. 388, dass Robert von Clari aus der kaiserlichen Kapelle von Constantinopel Reliquien nach Corbie gebracht habe. Von Seite 501 an folgt ein Verzeichnis, ein „rotulus" der Reliquien, worunter pag. 506 ff. auch die von Robert von Clari überbrachten 54 Reliquien namhaft gemacht und unter dem Titel: „Sanctuarium quod Robertus miles de Clari attulit Constantinopoli" angeführt sind. Diesen „rotulus" druckt auch Graf Riant a. a. O. II 197—199 ab.

Aus diesen 4 Belegen geht einmal unabweislich hervor, dass Robert wirklich in die Heimat zurückgekehrt und nicht wie K. Hopf und F. Hirsch wollen, in Constantinopel geblieben ist. Als zweiter Punkt ergibt sich, dass die Rückreise vor dem Tode bezw. der Gefangennahme Balduins I. hat stattfinden müssen, d. h. vor dem 14. April 1205, denn der Text der Inschrift 1 sagt bestimmt *en cel tems que li quens Baudeuvins de Flandre en fust empereur.* Auch J. J. Bonnefons nimmt ausdrücklich dieselbe Zeit an, wenn er schreibt, dass „in demselben Jahre 1204" die Reliquien durch Robert nach Corbie gebracht worden seien (vide Nr. 3); er vergisst dies jedoch wieder und behauptet einige Zeilen weiter unten, die (durch Nr. 1 und 2 für Corbie beanspruchten) Kreuze seien von Balduins Nachfolger, Kaiser Heinrich, an dessen Bruder Philipp nach Flandern gesandt worden. Diese Verwirrung[1]) macht es nötig, dass wir auf einem andern Wege zu einem bestimmten Resultate zu gelangen suchen, und dieses Ziel erreichen wir durch die Prüfung des Inhalts der letzten neun Capitel unserer Chronik.

Wir beginnen mit Cap. CXII und constatieren, dass hier, obgleich der Inhalt historisch im allgemeinen richtig, sich eine Kürze und eine Unkenntnis der verschiedenen der Katastrophe von Adrianopel (14. IV. 1205) vorangehenden Begebenheiten bemerkbar macht, die absolut nicht mit der in den frühern Capiteln sich zeigenden Genauigkeit und Ausführlichkeit Roberts vereinbar ist. Man sieht sofort, dass unser Autor nicht mehr von persönlichen Erlebnissen spricht. Wie Villehardouin würde Robert, wenn er wirklich an dem verhängnisvollen Feldzuge teilgenommen hätte, sicherlich nicht jenen denkwürdigen, traurigen Rückzug nach Constantinopel unerwähnt gelassen haben, sondern er würde, wie der Marschall, seinem Schmerze über die Niederlage Ausdruck

[1]) Ueberhaupt schreibt J. J. Bonnefons „une œuvre confuse, à peine achevée." (Riant, exuv. s. c. I. p. CCXII).

geben und über die Schicksale der verschiedenen, die aufständischen Gegenden durchziehenden Truppen uns unterrichten. Der formelle Beweis seiner Abwesenheit liegt jedoch in der Behauptung, dass das kaiserliche Heer sämtliches Kriegsgerät bei Adrianopel zurückgelassen und niemals mehr dorthin, d. h. gegen die Bulgaren zu ziehen gewagt habe (*que onques n'oserent vertir chele part*). Das eben ist nicht wahr. Wer jemals sich etwas genauer mit der Geschichte des lateinischen Kaiserreichs beschäftigt hat, dem werden gerade die steten, hartnäckigen Kämpfe zwischen den Lateinern und Bulgaren in Erinnerung bleiben, die erst durch die auch von Robert (CXVI) gemeldete Heirat Kaiser Heinrichs mit einer bulgarischen Fürstentochter ihr Ende fanden. Villehardouin gibt uns §§ 334—421 ganz andere Auskunft; ja man braucht nur Henri de Valenciennes zu durchblättern, um zur Einsicht zu gelangen, dass ein im Lande selbst lebender Mann niemals zu einer solchen Behauptung sich versteigen konnte und dass nur ein fern vom Reiche weilender Chronist von der ausgezeichneten, aber kampfreichen Regierung dieses Fürsten nicht mehr als die mindest wichtigen Punkte zu berichten imstande ist. Jeder Augen- oder Ohrenzeuge würde seine Aufmerksamkeit wichtigeren Dingen zugewandt haben, die sich in Hülle und Fülle darbieten mussten.

Nicht besser bestellt ist es mit den folgenden Kapiteln. Erstens ist es völlig unannehmbar, dass Robert, wenn er in Constantinopel geblieben wäre, nichts von der längere Zeit dauernden Reichsverweserschaft Heinrichs erfahren hätte. Heinrich wurde nicht sofort, sondern erst dann zum Kaiser erkoren, als alle Hoffnung auf eine Rückkehr Balduins geschwunden war. Dass zweitens ein mit der Geschichte vertrauter Mann die unliebsame Begebenheit mit dem Bilde der hl. Jungfrau (CXIV) mit der Kaiserwahl hätte in Verbindung bringen können, wird wohl niemand behaupten wollen[1]. Im weitern ist

[1]) Vergl. darüber Exuviæ s. const. I p. CLI, CLII; II p. 76 ff.

die Darstellung der Belagerung Salonikis durch Johannissa, und auch die Heiratsgeschichte Kaiser Heinrichs (CXVI bis CXIX), in so unbestimmten Ausdrücken und so legendenhaft gehalten, dass man deutlich herausfühlt, wie Robert nicht eigene Erlebnisse, sondern Mitteilungen aus zweiter oder dritter Hand uns überliefert. Und diese spärlichen Brosamen kann er nicht im Lande der Begebenheit, selbst entfernt vom Schauplatze der Handlung, gesammelt haben, denn auch im schlimmsten Falle hätte er von den dort Lebenden mehr erfahren müssen, als er uns zu bieten vermag. Diesem Grund wohl, und nicht allein seiner Antipathie, wird es hauptsächlich zuzuschreiben sein, dass seine Notiz über den Tod des Markgrafen von Montferrat in der Schlacht bei Saloniki so trocken ausgefallen ist (CXVI cf. p. 44). Des fernern fällt für unsere Annahme noch der Umstand schwer ins Gewicht, dass man nirgends in der Chronik den Tod des Dogen Heinrich Dandolo († 1. Juni 1205) und des Ritters André d'Ureboise († 31. I. 1206) gemeldet findet, welchen Männern Robert den Tribut seiner Achtung gewiss nicht versagt hätte, wenn er von ihrem Ableben unterrichtet gewesen wäre. Seiner Gewohnheit gemäss würde er deren Hinschied mit mehr oder weniger warmen Worten vermerkt haben, wie dies bei Peter von Amiens († im Sommer 1204), dem Grafen von Saint-Pol († kurz nach dem 19. März 1205), dem Kaiser Balduin und dem Grafen Ludwig von Blois geschehen ist (CIII, CXI, CXII).

Wir dürfen nun füglich annehmen, dass das unter Peter von Amiens stehende Contingent auch nach dem Tode des Anführers in Constantinopel blieb und sich mit den vom Grafen von Saint-Pol, eines Vetters Peters von Amiens, befehligten Picarden zu einer Truppenabteilung verband. Erst der Tod dieses Mannes machte die Picarden führerlos und daher geneigt, nach der Heimat zurückzukehren: Mitte März 1205 muss also Robert noch in Constantinopel gewesen sein. Weiter oben wurde aber festgestellt, dass mit den Vorbereitungen

zum Feldzug gegen die Bulgaren und zur Belagerung Adrianopels (29. III. 1205) Robert aufhört, Augenzeuge zu sein, d. h. dass er um diese Zeit bereits das byzantinische Reich verlassen hat. Seine Heimreise muss er also *zwischen dem 19. und 29. März 1205* angetreten haben. Zu diesem approximativen Datum führt übrigens schon der Text der citierten Inschrift Nr. 1, die ausdrücklich Kaiser Balduin I. (in Gefangenschaft geraten am 14. April 1205) als Spender der 54 Reliquien bezeichnet.

Nach diesen Erwägungen wird wohl die Hopf'sche Annahme als irrig erkannt werden müssen; als eine etwas zu kühne Behauptung darf füglich der folgende Satz seiner Einleitung zu den Chron. gréco-rom. p. XI gelten: les renseignements qu'il (Robert) nous fournit sur les événements de son règne (scil. de Henri), sont assez maigres, mais ils prouvent (!) du moins qu'il n'était pas retourné en France après les catastrophes de 1205 et 1207.

Es erübrigt nur noch, um der Sache ganz sicher zu werden, die Hypothese des Grafen Riant etwas näher zu prüfen. Riant spricht zwar nirgends direkt von der Rückkehr Roberts; er sagt in seinen Exuviae I. p. CXCV bei Gelegenheit der Besprechung des citierten, „rotulus“ nur, dass dieses Verzeichnis den „catalogue descriptif de 54 reliques“ enthalte, „apportées en 1213 à Corbie par l'historien amiénois.“ Damit meint er aber wohl, in Anbetracht des offiziellen Charakters Roberts als kaiserlicher Bote, der sofort seiner Aufgabe sich zu entledigen hat, auch die Zeit der Ankunft in Corbie. Wie er nun zu diesem Resultate gelangte, sagt er uns nirgends, und soweit wir das von ihm veröffentlichte Material überblicken können, finden wir nichts, das ihm Grund zu dieser Annahme geliefert hätte. Ob er selbst seiner Sache sicher war, wird fraglich durch die Widersprüche, die sich in seinen Abhandlungen (les dépouilles religieuses 1875 und Exuviae 1877) finden.

In beiden stellt Riant ein Calendarium festorum auf, d. h. eine Zusammenstellung der Daten des Em-

pfangs der Reliquien, worin drei verschiedene Zeitpunkte angegeben sind, an denen Robert den ihm anvertrauten Schatz abgeliefert haben sollte. Allerdings ist der eine als Druckfehler zu betrachten (man lese 1213 statt 1203 in Dép. rel. p. 184); dagegen sind die beiden andern in mehrfacher Beziehung auffällig. In den Dépouilles relig. teilt Graf Riant die nach Frankreich, Deutschland und Italien gewanderten Reliquien in verschiedene Kategorien ein, wobei er die envois officiels von den apports privés unterscheidet; diese letztern unter der Titelbemerkung: date d'envoi encore mal déterminée. Beide Rubriken weisen Roberts Namen auf: die erstere als Träger des kaiserlichen Geschenkes unter dem Datum 1203 (d h. 1213 wie soeben angedeutet) und die letztere als Spender von Numismata als Privatgeschenk (1213; pag. 206). Zwei Jahre später betrachtet er in den Exuviae das Jahr 1213 nicht mehr als feststehend, wenn er pag. 295 „circa 1213“ schreibt; die Numismata erwähnt er hier nirgends, wohl weil die Hypothese eines Privatgeschenkes nur auf der ganz unsichern Bemerkung J. J. Bonnefons beruht, (cf. p. 79), der überdies zwischen privater und offizieller Gabe nicht scheidet. Dagegen bringt er als neues Kirchenfest die Verehrung des Iconiums, das Robert *ca. 1206* nach Corbie gebracht haben soll (p. 299) und das von demselben Spender herrührt! Entweder ist nun die Jahreszahl 1213 richtig, dann aber kann Balduin I., dem Riant und die Inschriften die Gaben zuweisen, nicht der Spender sein; oder man nimmt 1206 als Ankunftsdatum an, was unabweislich 1213 als Datum der Aushändigung der Reliquien ausschliesst, da doch ein kaiserlicher Bote nicht sieben Jahre lang seinen Auftrag unausgeführt lassen darf. Auch die Vermutung ist zum mindesten sehr zweifelhaft, dass Robert infolge eines zweiten Aufenthaltes in Constantinopel zweimal dem Kloster von Corbie Geschenke überbracht habe; die bösen Erfahrungen, die er dort gesammelt hatte, haben ihn gewiss nicht eingeladen, zum zweiten Male dort sein Glück zu suchen.

So kann denn keines der beiden Daten als das richtige angesehen werden: 1213 steht in Widerspruch mit den Inschriften und 1206 ist an und für sich schon unwahrscheinlich, da nach dem Verschwinden Balduins I. (14. IV. 1205) bis zur Tronbesteigung Kaiser Heinrichs (20. VIII. 1206) überhaupt keine Geschenke aus dem kaiserlichen Schatze versandt worden sind. Zudem wird Robert, selbst bei den damaligen schlechten Verkehrsverhältnissen, in Anbetracht der wichtigen Mission kaum neun Monate zur Heimreise gebraucht haben. Wenn er, wie oben dargetan wurde, zwischen dem 19. und 29. März 1205 Constantinopel verlassen hat, so wird er auch vor dem Ende desselben Jahres in Corbie eingetroffen sein. Somit liegt von dieser Seite unserer Datierung nichts im Wege.

Ueber seinen weitern Lebensverlauf stehen uns keine Nachrichten zu Gebote. Boudon hat zwar (1899 im cit. Bulletin p. 372 ff.) ausfindig machen können, dass Robert in Cléry-les-Pernois „au Manoir contigu à Halloy", eine Nachkommenschaft erzog, die man bis ins 16. Jahrhundert hinab verfolgen kann. Doch kann auch er nicht mehr über Robert selbst mitteilen. Aber auch diese geringe Notiz ist insofern wertvoll, als sie uns einen weitern Irrtum des Grafen Riant aufdeckt, der Robert nach der Rückkehr in Corbie das Kloster beziehen lässt. Er schreibt in dem I. Bd. der Exuviæ p. CLXXXVIII bei der Besprechung der citierten Inschriften Nr. 1 und 2: „sans cette mention si courte, on n'eût peut-être jamais rien pu savoir de la destinée ultérieure du pauvre chevalier, et l'hypothèse que son livre eût été composé et conservé dans la grande abbaye (de Corbie) *où il se retira*, n'avait plus que le faible soutien de l'apparence matérielle du seul manuscrit qui nous en reste." — Also auch hier eine Behauptung, die er nirgends beweist und die jetzt als unzutreffend beiseite gelegt werden muss.

Es wäre müssig, längere Vermutungen über seine Lebensdauer aufzustellen; beweisen könnte man sie ja

doch nicht. Immerhin sei gestattet, auf einige Punkte aufmerksam zu machen, die des Interesses nicht ganz entbehren. Die frühesten, zeitlich fixierbaren, geschichtlichen Begebenheiten, welche in der Chronik erwähnt sind und die Robert erlebt hat oder hat erleben können, sind folgende: die Heirat der Schwester Philipp-Augusts, Agnes, mit dem byzantinischen Thronfolger Alexius II. Comnenius (XIX—XX); die Bemerkungen über Kaiser Manuel (XVIII); die Schilderung einzelner Episoden aus der Geschichte des heil. Landes vor dem 3. Kreuzzuge (XXXIII—XXXVIII). Während nun die Begebenheit unter Kaiser Manuel nicht genau datierbar ist, jedoch längere Zeit vor 1180 (dem Todesjahre desselben) hat stattfinden müssen, fällt die Hochzeit der Princessin Agnes ins Jahr 1180. Angesichts der lebhaften Schilderung dieses Ereignisses und der dabei zur Schau getragenen orientalischen Pracht, die in dem jugendlichen Gemüt Roberts dauernde Eindrücke hinterliess, mag es erlaubt sein, diese Stelle der Chronik als eigene Jugenderinnerung aufzufassen. Man wird in dieser Annahme bestärkt durch die Bemerkung Boudons (l. c. 1897 p. 708), dass unser Autor im Verein mit seinem Vater Gilo schon vor 1202 als Zeuge in den Urkunden auftritt, d. h. doch wohl, dass er schon am Ende des XII. Jhrh. volljährig war. Ob auch die Schilderung der Zustände des heil. Landes vor 1190 als Stütze gelten darf, ist nicht auszumachen, denn, wiewohl sie den Charakter persönlicher Erinnerung aufweisen, mögen sie Mitteilungen seines Vaters Gilo sein, der als Vassall von Dreux d'Amiens zweifelsohne mit diesem beim dritten Kreuzzuge nach Palästina zog (vergl. Boudon l. c. 1897 p. 706). Auch ohne diese Stütze darf mit etwelcher Berechtigung ca. 1170 als sein Geburtsjahr angesehen werden. Wie lange nun sein Leben gedauert hat, weiss man nicht; die späteste in der Chronik vorkommende Jahreszahl ist 1216, die er vielleicht noch um ein Beträchtliches überlebt hat.

Schliesslich bleibt noch ein Punkt zu erledigen, die

Bestimmung der Abfassungszeit der Chronik, die in engem Zusammenhang mit der Fixierung der Rückkehr steht. Da das Jahr 1213, und noch weniger 1216, als Datum der Ankunft in der Heimat nicht haltbar ist, so wird es auch fraglich, ob die Zeit der Abfassung so spät anzusetzen sei.

Bei der Untersuchung dieser Frage haben wir uns nicht durch die Fortsetzung der mit dem Tode Balduins I. abgeschlossenen, eigentlichen Kreuzzugsgeschichte bis zum Jahre 1216 täuschen zu lassen, denn dieselbe bedingt nicht von vorneherein einen so späten Zeitpunkt der Fertigstellung des Hauptteils der Chronik. Vielmehr sind die letzten 8 Kapitel, zwischen denen öfters lange Zeiträume liegen, ihrem Charakter entsprechend nachträgliche Additionen, die der Autor als Ergänzung jeweils beim Erhalten einer neuen Nachricht von Zurückkehrenden dem bereits fertig erstellten Hauptteil angefügt hat. Wir müssen zu dieser Ansicht gelangen, weil es einmal schon sehr unwahrscheinlich wäre, dass Robert von Clari erst lange Jahre nach seiner Rückkehr den Entschluss gefasst hätte, seine Erlebnisse schriftlich der Nachwelt zu überliefern, in welchem Falle er gewiss nicht mehr aller Einzelheiten sich so genau hätte erinnern können. Er betont zwar (CXX), dass ihn das Gedächtnis mehrmals im Stiche gelassen habe; allein dies beweist nicht einen langen Zeitraum zwischen Rückkehr und Abfassungszeit, denn die ganze Anlage der Chronik, die reiche Ausschmückung der Hauptbegebenheiten mit den dazu gehörigen Details, die doch sehr leicht der Vergessenheit zum Opfer fallen, weisen auf eine rasche Ausführung des Planes hin. Was er vergass — und das will er wohl an genanntem Orte andeuten —, betrifft Einzelheiten, welche ihm infolge seiner socialen Stellung nicht genügend genau oder überhaupt nicht bekannt geworden sind, wie z. B. die Vorgänge am Diplomatentische u. s. w. Dagegeu spricht sehr zu Gunsten einer frühzeitigen Redaktion die äusserst minutiöse Be-

schreibung der Denkmäler und die Angabe der Inschriften, Masse u. s. f., — alles Dinge, die, wenn nicht bald der Schrift anvertraut, sehr rasch der Vergessenheit anheimfallen.

Hierbei kommt auch die unrichtige Stellung des Kapitels CVI in dem chronologisch sonst recht gut geordneten Gebäude sehr in Betracht. Den Inhalt bildet eine Zusammenkunft des Bulgarenfürsten Johannissa mit dem vielgepriesenen Pierre de Bracieux zur Zeit der Herrschaft Kaiser Heinrichs. Diese Episode ist in die richtige Zeit gesetzt[1]), nicht aber an den richtigen Ort, mitten in der Regierung Balduins I. Es ist nun fraglich, ob Robert absichtlich oder aus Versehen diesen Irrtum begangen hat. Die Zeit der Begebenheit lässt ihn nicht als Augenzeuge zu (vergl. p. 83, 85); es muss sich also um ein Vorkommnis handeln, das er in der Heimat von irgend einem Zurückkehrenden erfahren hat, und zwar der Zeit nach um eines der ersten[2]). Was liegt nun näher als die Annahme, Robert habe während der Niederschrift des letzten Teiles seiner Chronik aus Versehen sofort nach Empfang dieser Kunde das fragliche Kapitel geschrieben, ohne sich vorher Rechenschaft über die Richtigkeit der Chronologie gegeben zu haben? Das Interesse, das er stets an P. de Bracieux genommen hat, dürfte ihn bewogen haben, unüberlegterweise, so rasch wie möglich, diese kleine Episode seinem Berichte ein-

---

[1]) Es kann sich nur um eine Begebenheit unter Kaiser Heinrich handeln. Vor der Schlacht bei Adrianopel (14. IV. 1205) kamen die Kreuzfahrer nie in Berührung mit den Bulgaren; an dieser Schlacht, in welcher Kaiser Balduin I. gefangen genommen wurde, nahm P. de Bracieux nicht teil, da er, auf dem Wege nach Adrianopel, in der Nacht vom 14. auf den 15. April mit seiner Truppe in Pamphilea lagerte (Villehard. § 369). Die Zusammenkunft muss also später stattgefunden haben, wahrscheinlich während des Verlaufs der Kämpfe, die in den Monaten Juni und Juli 1206 vor sich gingen. Vergl. Villeh. §§ 430, 436.

[2]) Es ist dies ersichtlich aus dem Umstande, dass Johannissa im Sommer 1207 gestorben und das Ereignis im Sommer 1206 vorgefallen ist. Robert konnte leicht ein paar Monate später davon unterrichtet gewesen sein.

zuverleiben, um sie nicht wieder zu vergessen im Andrange des übrigen, ihm wohlbekannten Stoffes. Als Stütze dieser Ansicht sei noch beigefügt, dass dieser chronologische Schnitzer bei einer um verschiedene Jahre spätern Redaktion vermieden worden wäre, denn nur momentane Freude an der Nachricht kann Robert zu dieser Unachtsamkeit verleitet haben[1]).

Wenn nun dem so ist, so wird die nächstliegende Folgerung aus dem soeben Gesagten die sein, dass spätestens Ende 1207 Robert beim Abschluss des Hauptteils der Chronik angelangt sein muss. Dies sagt auch kurz und bündig A. Rambaud a. a. O. p. 114, allerdings ohne seine Ansicht zu begründen.

b. Sein Charakter.

Robert von Clari ist vor allem ein einfacher Mann von bescheidener Bildung. Seine Kenntnisse, die er in der Chronik verwertet, sind allgemeiner Natur, wie sie ein jeder Ritter seiner Zeit besessen haben mag. Sie berühren hauptsächlich, abgesehen vom Kriegshandwerk, die Geschichte des byzantinischen Reiches während der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und die Geschichte der Zustände des heiligen Landes vor dem dritten Kreuzzuge. Was er weiter aus der Geschichte und der Geographie weiss, kann ihm von den Epen geliefert worden sein, z. B. die geographische Lage des alten Troja,

[1]) Als Nachtrag sei noch folgendes beigefügt: Wenn nicht ein blosses Versehen des Druckers im Spiele ist, scheint O. Siemt in seiner citierten Dissertation ähnlicher Ansicht zu sein. Er setzt nämlich laut Anmerkung* auf pag. 8 sämtliche Citate aus dem 14. Jahrh. in []. Beim Beispiel *empeerris* p. 16 sind alle angeführten Stellen aus unserm Texte ohne Klammern, ausgenommen Cap. [115]. Ihm sind also die letzten Capitel ebenfalls auffallend, nur erweckt er durch die erwähnte Anmerkung den Schein, als halte er für deren Verfasser nicht Robert selbst, sondern den Copisten. Eine solche Hypothese wird aber wohl verworfen werden müssen, wenn man nicht annehmen will, die Uebereinstimmung in Stil und Ausdruck beruhe auf einer gänzlichen Umarbeitung des gesammten Textes durch den Copisten, was doch niemand wird behaupten wollen.

die Kenntnis der Geburtsstadt Alexanders des Grossen, Philippi, der trojanische Ursprung der französischen Könige[2]) u. s. w. Wie wenig aber die Epen in den einfachen abendländischen Gemütern den wahren Begriff von orientalischer Pracht erwecken konnten, geht aus seiner Bemerkung hervor, „dass weder zu Carls d. Gr. noch Alexanders d. Gr. Zeiten ein solcher Reichtum erobert worden sei, wie sie ihn mit Konstantinopel erobert hätten“ (LXXXI).

Weitere wissenschaftliche Kenntnisse besitzt er nicht. Es ist eben das Leben, und nicht die Schule, das ihn gebildet hat. Sein wunderlicher Ausspruch: *Sainte Souphie en griu ch'est Sainte Trinites en franchois* (LXXXV) beweist dies zur Genüge. Seine geistige Beanlagung ist zudem nicht hervorragend; er erreicht bei weitem nicht die Höhe eines Villehardouin und kann so auch kein Werk schaffen, das sich mit dem des Marschalls weder in stilistischer noch wissenschaftlicher Beziehung messen könnte. Es fehlt ihm der Ueberblick über das Ganze, die Fähigkeit mit klarem Blick und scharfem Verstand die Ereignisse zu gruppieren und deren Tragweite und politische Wichtigkeit in's richtige Licht zu setzen. Für diplomatische Formen und Sprache hat er überhaupt kein Verständnis; die Worte, die der Doge dem jungen Kaiser Alexius IV. in's Gesicht schleudert (LIX), sind wohl kräftig, aber der feingebildete Dandolo wird sie wohl nie gebraucht haben. Villehardouin zeigt uns durch Conon de Béthune, dass auch dazumal eine energische

---

[1]) Als eigenes Dafürhalten dürfen wohl die Worte gelten, die er P. v. Bracieux in den Mund legt (CVI). Diese Stelle ist übrigens nicht die einzige, an welcher beim vierten Kreuzzug der Zerstörung Trojas gedacht wird. Guntherus Paris. vergleicht ebenfalls die Erstürmung Constantinopels mit derjenigen Trojas und findet, dass die That ihres Geschlechtes weit erhabener sei als die der alten Griechen:

Desinat ergo vetus Trojani fabula belli,
Et nova narrentur preclare gesta triumphi!

Vergl. den ganzen poetischen Erguss in den Exuviæ sac. constant. I 107 ff.

Sprache mit grösserer Feinheit gepaart war, als man aus Roberts Ueberlieferung zu glauben geneigt sein möchte.

Villehardouin legt bereits den Grund zur pragmatischen Geschichtschreibung; Robert von Clari hingegen ist noch im alten Fahrwasser. Immerhin hat auch er besseres geleistet als die gewöhnlichen Chronisten seiner Zeit, indem er seine Chronik lebendiger, lebensvoller und farbenreicher gestaltete als die damaligen Elaborate klösterlicher Wissenschaft es waren.

In einer Beziehung jedoch steht er höher als der Diplomat Villehardouin: er ist frei von dem Tadel, einer apologetischen Tendenz zu huldigen, oder wissentlich der Wahrheit aus Privatrücksichten ein Schnippchen zu schlagen. Offen und ehrlich schreitet er in der Schilderung der Ereignisse vorwärts, Gutes und Böses mit gleichem Freimut erzählend, und nur an sehr wenigen Stellen kann man bei ihm schonende Rücksichten wahrnehmen; doch auch da entschlüpft ihm manchmal eine Bemerkung, die den wahren Sachverhalt durchblicken lässt. Aeusserst selten ist es ferner, dass er ungerecht wird; auch seinen politischen Widersachern gegenüber lässt er Gerechtigkeit walten. Er verdammt jene Leute nicht als ehrlos, die an dem Eroberungszuge nach Konstantinopel nicht mitmachen, sondern ihr Kreuzzugsgelübde einlösen wollen. Eine schwerwiegende Ungerechtigkeit begeht er allerdings mit der Beurteilung des Markgrafen Bonifaz von Montferrat, aber er steht hier mit seinem Hasse nicht allein, sondern wohl die ganze nordfranzösische Partei wird ihn geteilt haben, da sie in den Machinationen dieses Ausländers bei Gelegenheit der Kaiserwahl einen unlautern Wettbewerb ihrem Kandidaten und Landsmann, dem Grafen von Flandern, gegenüber erblickten (cf. p. 42 ff.).

Ebenso hasserfüllt, und zwar mit Berechtigung, ist er gegen einzelne der hohen Barone der eigenen Nation, welchen gegenüber wohl der gesammte niedere Adel

vom gleichen Gefühl beseelt war, sodass also Robert gleichzeitig von der allgemeinen Stimmung Zeugnis ablegt (CV). Dabei ist auffallend, dass noch lange Jahre später sein Blut beim blossen Gedanken, übervorteilt worden zu sein, noch kocht: Verzeihen und vergessen ist nicht so rasch möglich. Der Ausspruch jener Ritter: *dehait eust qui en caloit de chou,* der beim Empfang der Todesnachricht von ihrem ehemaligen Schützling Alexius IV. fiel, (LXII) mag füglich als seine persönliche Meinung gelten. Es kommt hier eine Härte zum Vorschein, die das rauhe 12. Jahrhundert charakterisiert.

Dabei ist Robert religiös, im Sinne jener leichten, naiven Frömmigkeit der damaligen Zeit. Es sind wenige Worte, in denen er seine Ueberzeugung offenbart, aber sie sind ernster gemeint und aufrichtiger als die zahlreichen Stellen, an denen Villehardouin seine Gottergebenheit betont und in schlauer Berechnung mit seinem frommen Augenaufschlag die Leute für sich einnimmt und täuscht. Der Zeit entsprechend ist ferner der grosse Reliquiencultus. Robert weiht der Beschreibung und Aufzählung dieser Heiligtümer mehrere Kapitel seiner Chronik und bezeugt dadurch, dass der Reichtum an Reliquien ein Hauptelement des Ruhms und der Anziehungskraft des alten Byzanz war. Hiebei kommt der kindliche Wunderglaube des Mittelalters so recht an den Tag, der nicht nur den Reliquien, sondern auch profanen, dem eigentlichen Cultus fremden Gegenständen segenspendende Heilkraft zuschrieb. So erwähnt er u. a. ausdrücklich einen Verschluss[1]) am Hauptportal der Sophien-

[1]) Das Wort „*buhotiaus*“ wird von A. Tobler im „Dis dou vrai Aniel[2]“ p. 29 unter „despoise“ als Röhre erklärt, indem er sich auf die Lesart unseres Textes (*du grant a une fleuste dont chil pasteur fleustent*) stützt. Graf Riant veröffentlichte in den Exuviæ cit. I p. CCVIII—IX, II 221, eine Stelle des altrussischen Autors Antonius Novgorodensis, nach welcher „*buhotiaus*“ „Riegel“ heisst. Diese Stelle lautet in lateinischer Uebersetzung des Jesuitenpaters Martinov: „ad portam Regiam romanistum æreum est, seu pessulus, quo ipsamet obseratur et clauditur; illuc homines et feminæ adducuntur et, si quis venenum serpentis aut aliud quodvis to-

kirche (LXXXV) dessen Wunderwirkung in genau derselben Weise beschrieben wird, wie vor Robert schon der Bischof Antonius Novgorodensis es gethan hat (vergl. Text pag. 92, Anm.); ein Beweis nicht allein des weit umher verbreiteten Ruhmes der byzantinischen Reliquien, sondern auch der peinlichen Genauigkeit, mit welcher Robert überliefert.

Seine Religiosität ist jedoch nicht so tief gründend, dass er sich veranlasst fühlte, unter allen Umständen streng nach den Grundsätzen der christlichen Moral zu handeln. Man sieht, wie er hie und da sich wenig um die ernsten Ermahnungen des strengen Clerus kümmert, besonders wenn er persönlichen Vorteil zu erreichen hofft. Sein Verhalten der Ablenkungsfrage gegenüber deutet unter anderm darauf hin, dass ihn die irdischen Glücksgüter ebenso sehr locken, wie die himmlischen Schätze und dass die ernste Warnung des Abbé de Vaux, die gottgeweihten Waffen nicht gegen ein christliches Volk zu kehren, sein Gewissen nicht allzusehr belästigte. Selbst das Kreuzzugsgelübde hat für ihn die bindende Kraft verloren und die Aussicht auf reiche Beute wirkt auf ihn mächtiger als der Notschrei der hartbedrängten Christen in Palästina[1]). Es wäre ihm jedenfalls unangenehm gewesen, wenn die auf der Erfüllung des Kreuzzugsgelübdes beharrende Partei, zu der auch sein Herr, Peter von Amiens, gehörte (Villehardouin § 113 ff.), sich durch den berühmten Kniefall der Mächtigen des Heeres nicht hätte bewegen lassen, beim geplanten Feldzuge nach Konstantinopel mitzuwirken. Wie unbequem dem grossen Teile des Heeres die Mahnworte des Abbé de

xicum hauserit, iam nequit hunc pessulum ex ore eximere, quin prius tota morbi malitia cum saliva omnino effluxerit.“ In der Romania XXIX p. 501 ist eine französische Uebersetzung derselben Stelle durch Mme. de Kitrovo citiert, die den nämlichen Wortlaut aufweist.

[1]) Seine bittern Klagen über die Benachteiligung bei der Verteilung der Beute sind nicht allein ein Ausfluss seines verletzten Rechtsgefühls; sein Zorn über die erlittene Enttäuschung verrät die Gelüste, welche die verlockenden Worte des Dogen (XVII) in seiner Brust wachgerufen haben.

Vaux waren, geht daraus hervor, dass bei allen Gelegenheiten Robert darauf hinweist, dass die Unterstützung eines unschuldig Verfolgten ein Gott wohlgefälliges Werk sein müsse. Das schlechte Gewissen über den unmotivierten Angriff auf ein christliches Volk hat sich mehr denn einmal im Verlauf der Ereignisse geregt.

Weiter ist auf Roberts äusserst bescheidenes Auftreten hinzuweisen, das ganz seiner Stellung in der adeligen Rangordnung entspricht. Nirgends bemerkt man in seiner Chronik eine aufdringliche Hervorhebung seiner eigenen Person; mit eigenen Thaten ruhmrednerisch zu prangen, — welcher Vorwurf Villehardouin da und dort nicht zu ersparen ist — ist seiner Natur zuwider. Dafür anerkennt er mit grösster Bereitwilligkeit die Leistungen anderer, selbst auf die Gefahr hin, die eigene Tapferkeit der Kritik auszusetzen. Eine Episode namentlich (LXXV ff.) bezeugt diese anziehende Eigenschaft und beweist auch, wie wenig gerechtfertigt der Tadel Ch. V. Langlois ist, dass er „den hohen Baronen misstraue und sie hasse[1].“ Er hasst die adelige Gesellschaft als solche nicht, wenigstens gibt uns die rühmende Hervorhebung ihrer guten Seiten keine Veranlassung zu einer solchen Vermutung; was er hasst an einzelnen dieser Leute, das ist ihr betrügerisches Verfahren, ihr Missbrauch der Macht dem niederen Adel gegenüber. In nicht misszuverstehender Weise beschuldigt er zweimal „*dis chevaliers haus hommes*“ (LXXXI, XCVIII), oder er präcisiert den Begriff „*haus hommes*“ durch die Bemerkunge „*si comme li conte*“ (LXXX), deren Zahl doch eine beschränkte ist und welche nicht den ganzen Stand repräsentieren können. Seine Klagen sind jedenfalls berechtigter und nicht so allgemein gehalten, wie diejenigen Villehardouins gegenüber jener Partei, die in seinen Augen „*voloit l'ost depecier.*“

[1]) In Petit de Julleville, Hist. de la langue et de la littérat. franç. II 287,

Ausserdem berührt die Nüchternheit der Darstellung sympathisch. Uebertreibung oder Ueberschwenglichkeit kommen höchst selten vor. Er berichtet z. B. (XLVII), dass die Damenwelt Konstantinopels die französischen Ritter mit dem Epitheton „Engel" geschmückt haben soll. Dieser Vergleich, mit dem doch kaum die Feinde beehrt werden, wird wohl nie gemacht worden sein; aber dass er dieses Gerücht mit Stolz notiert, beweist, dass er gegen Lob und Schmeichelei nicht ganz unempfindlich war. Humoristisch bemerkt Rambaud l. c. pag. 122 zu dieser Stelle: *Que de fois il a dû, de retour en Picardie, relever encore gaillardement ses moustaches au souvenir de cette bonne fortune imaginaire!*

Wie schon einmal kurz bemerkt, ist Robert die Gabe genauer Beobachtung und exacter Wiedergabe des Gesehenen eigen. Er begnügt sich nicht mit einer allgemeinen Beschreibung des betrachteten Gegenstandes, sondern lässt sich in das kleinste Detail ein, sodass oft diese peinliche Genauigkeit in Kleinigkeitskrämerei und Schwatzhaftigkeit ausartet, wie es eben leicht bei einem wenig gebildeten, volkstümlichen Erzähler geschehen kann. So würde man ihm gerne die vom Thema abweichende Episode aus dem Leben Kaiser Manuels (XVIII) schenken, wenn sie nicht zeigte, wie er die fürstliche Freigebigkeit zu würdigen versteht.

Von einer andern Seite betrachtet ist seine Genauigkeit von grossem Wert. Sie entwarf erstens das Bild manches während des Kampfes verloren gegangenen Kunstgegenstandes, wobei allerdings nicht zu übersehen ist, dass in der Beschreibung weniger Kunstsinn als Verständnis für den materiellen Wert zu Tage tritt (cf. p. 71): Robert zieht die „*grans mons de besans, les rikes joyaus d'or et les rikes dras de soie*" dem schönsten Denkmal der Kunst vor. Als fernerer Vorzug muss angeführt werden, dass durch diese Genauigkeit manche die Geschichte interessierende kleine, aber wichtige Begebenheit vor der Vergessenheit bewahrt blieb. Die Schilderung

einer dieser Episoden (XLVII) ist zudem noch in anderer Beziehung für den Autor charakteristisch, da sie zeigt, wie sehr die thörichste Tollkühnheit ihn entflammt und wie er in seinem Enthusiasmus die Partei des verwegen vorrückenden Peter von Amiens gegen den weise zurückhaltenden Grafen von Flandern ergreift. Der alte Geist der Feudalzeit erwacht gelegentlich in ihm und erweckt seine Lust zur Rebellion gegen die Vorgesetzten. —

c. Robert von Clari als Schriftsteller.

Folgende Untersuchung soll eine doppelte sein: erstens muss Roberts Eigenart als Chronist, d. h. seine Arbeitsmethode, untersucht und zweitens soll festgestellt werden, wie weit sich sein literarisches Talent erstreckt, in andern Worten, bis zu welchem Grade der Sprachbeherrschung er es gebracht hat.

Seiner Bildung und geistigen Fähigkeit entsprechend wird man kein hervorragendes Werk der Geschichtsschreibung von ihm erwarten dürfen. Die Gründe, die zu dieser Ansicht führen, sind zum Teil bereits erwähnt worden; es ist jedoch angezeigt, dieselben der Uebersichtlichkeit halber kurz zu wiederholen und zu vervollständigen.

Es ist bereits angedeutet worden, dass Robert unter dem Drucke einer beschränkten Weltanschauung arbeitet, die sich namentlich in der Beurteilung des Oberanführers Bonifaz von Montferrat, des päpstlichen Verhaltens der Ablenkungsfrage gegenüber, seiner Ansicht über die Kampfesweise der Griechen etc. fühlbar macht. Ein weiterer Nachteil ist für ihn die vielfache Unkenntnis der Verhältnisse und der diplomatischen Vorgänge, deren Ursache in seiner socialen Stellung liegt. Dann darf nicht vergessen werden, dass er von einem spezifisch französischen Standpunkte aus schreibt, der die Interessen der verbündeten Nationen unberücksichtigt lässt und hauptsächlich die Thaten und Vorteile der eigenen Landsleute in Betracht zieht. Ferner ist er nicht imstande, das vor-

handene Material kritisch zu sichten, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden und die Stoffelemente in ihrer Gesammtheit und Verschiedenheit unter einem höheren Gesichtspunkte zusammenzufassen.

Dies sind Mängel, die bei einem Villehardouin unbegreiflich wären, über die man sich aber bei Robert nicht allzu sehr verwundern darf. Er arbeitet eben ohne Hülfsmittel und muss sich daher darauf beschränken, seine Geschichte zu schreiben, wie ihn das Gedächtnis leitet, ein Ereignis an das andere reihend und nur darauf bedacht, die Treue der Darstellung und die chronologische Reihenfolge zu wahren. Die Chronik ist so eine ungezwungene, offenherzige Erzählung geworden, in der man keinen schriftstellerischen Ehrgeiz und kein Streben nach künstlerischem Aufbau herausfühlt und in welcher, im Gegensatz zu Villehardouin, die Ereignisse sich nicht drängen. Gemütlich vorwärtsschreitend, findet der Autor Zeit, selbst weit ausholend, nötig scheinende historische Ergänzungen sowohl, als auch Beschreibungen der Stadt und ihrer Kunstdenkmäler einzuflechten, wodurch seine Chronik ein pittoreskes Aussehen erhält, das ihren Wert erhöht und ihr zur Zierde gereicht.

Wenn also Robert in seinem Werke sich nicht als hervorragender Historiker zeigt, der sich mit einem Villehardouin messen könnte, so muss doch anerkannt werden, dass er trotzdem unsere Achtung verdient als wahrheitsgetreuer und liebenswürdiger Erzähler, dessen Erinnerungen eine der wertvollsten Quellen nicht nur für die Geschichte des vierten Kreuzzuges sind, sondern auch dem um das alte Byzanz sich kümmernden Archäologen reichlich Material liefern.

Was nun seine *Stileigentümlichkeiten* anbetrifft, so ist in erster Linie zu bemerken, dass der Fluss seiner Rede ein verhältnismässig leichter ist. Robert vermeidet es, sich in längern Perioden zu verlieren; da, wo er sich auf dieses schwierige Terrain wagt, merkt er bald, dass sein Können der Aufgabe nicht gewachsen ist. Sätze wie:

Adont atira li marchis sen oirre et passa les mons de Mongiu et s'en vint en Franche a Sessons et fist savoir as barons par devant qu'il venoit, et li baron furent la encontre lui et fisent moult grant feste de lui (III), oder: *si fu moult preudons chis empereres et li plus rikes de tous les Crestiens qui onques fuissent, et li plus larges, ne onques nus ne li demanda du sien qui de le loi de Rome fust qui a lui peust parler, qu'il ne li fesist donner c. mars; ensi l'avons oi tesmoignier* (XVIII) sind glücklicherweise nicht eben zahlreich. Im Gegenteil befleissigt er sich möglichster Kürze im Satzbau. Selbst da, wo wir einen mehrzeiligen Satz vor uns haben, dringt der markante Character des Lapidarstiles durch, indem kleinere abgeschlossene Sätze in loser Folge aneinander gereiht sind, wie folgende Beispiele zeigen mögen: *apres le gent de le vile alerent u palais et menerent le nouvel empereur avec aus; si prisent le palais a forche; si y menerent l'empereur; apres si l'assisent en le caiere Coustentin* (XXIV), oder: *Quant il se furent tout assanle, et le dame tint le corone, si esgarda a mont et a val; si i voit ele chelui qui avoit este ses barons; si va ele avant; se li met ele u chief* (XXXIII).

Auf diese Weise erhält der ganze Aufbau einen etwas schwerfälligen, aber durchsichtigen Charakter, in welchem keine Zweideutigkeit oder Unverständlichkeit Raum findet (vergl. jedoch p. 65 die Anmerkung zu LXV). Es fehlt nur an der nötigen Abwechslung in der Satzüberleitung. Diese ist oft so monoton, dass dadurch stellenweise die Lectüre zu einer weniger angenehmen gemacht wird. Ganze Kapitel hindurch findet man z. B. beinahe jeden Satz mit *et* begonnen; höchstens ein paar *si, apres, quant* oder *puis* kommen dazwischen, wie überhaupt, vom Substantivum und Pronomen abgesehen, diese Adverbia und Partikeln den grössern Prozentsatz der Satzeinleitungen und Satzüberleitungen ausmachen. Man kann irgend eine Seite aufschlagen, z. B. 36, 37 oder 38 etc., überall dieselbe Schwerfälligkeit und Monotonie,

welche nicht gerade eine grosse stilistische Fähigkeit Roberts bezeugt. Es darf jedoch nicht vergessen werden, dass die Begeisterung ihm auch eine leichtere, gefälligere Form der Gedankeneinkleidung verleihen kann, besonders da, wo sich die Schrift mit der erregten Rede deckt. Hier wird seine Feder gewandt, und zwanglos und fliessend gibt sie seine Gedanken wieder (XVIII, XXXVI, XLVII, LIX etc.)

Roberts Vorzug ist also nicht in der äussern Form der Chronik, sondern in der Sprache an und für sich zu suchen, welche dem Werke das eigentliche Gepräge gibt.

Dieser Sprache ist der Spempel der Einfachheit des XII. und XIII. Jahrhunderts aufgedrückt. Anspruchslos und bescheiden, wie der Mann selbst, versteht sie es, uns malerische Scenen aus dem Kampfe in sprechenden Zügen zu schildern. Das Kap. LXXVI gehört zu den schönsten in dieser Beziehung, sodass es erlaubt sein möge, einzelne Stellen davon wiederzugeben.

Es ist der kleinen Schar des Peter von Amiens gelungen, ein frisch zugemauertes Seitenpförtchen zu durchbrechen; durch die Oeffnung erblickt sie eine solche Menge Bewaffneter, dass es scheint *que demis li mondes i fust*, und niemand wagt es, als erster durch das Loch einzudringen, wohl bewusst, dass er dabei nutzloserweise sein Leben verlieren würde. Da will trotz Abmahnung der Bruder Roberts, Aliaumes[1]), das Wagnis unternehmen: *si se met ens a pies et a mains, et quant ses freres vit chou, si le prent par le pie, si commenche a sakier a lui, et tant que maugre sen frere vausist ou ne dengnast, que li clers i entra. Quant il fu ens, se li keurent sus tant de ches Grius que trop. Et chil de deseur les murs li acuellent a geter grandesmes pierres. Quant li clers vit chou, si sake le coutel, si leur keurt sus, si les faisoit aussi fuir devant lui comme bestes. Si disoit a chiax de de-*

[1]) Aliaumes de Clari starb als Canonicus von Amiens; er gab dem Capitel la dîme de Blangy, wofür sein Jahrestag jeweils am 17. Juni gefeiert wurde. Cf. Boudon l. c. 1897 p. 721.

fors, a seigneur Pierron et a se gent: „Sire, entres hardiement. Je voi qu'il se vont moult desconfissant et qu'il s'en vont fuiant!“ Diese leisten seiner Aufforderung Folge und bewirken damit, dass dieser Teil der Stadtmauer vom Feinde geräumt wird. Verächtlich fügt Robert bei: *Et li empereres Morchofles li traitres estoit moult pres d'iluec a mains de le getee d'un cailleu, et faisoit sonner ses buisines d'argent et ses timbres et faisoit un moult grant beubant.*

Es ist dies eine nüchterne, aber gerade durch ihre Einfachheit wirkungsreiche Sprache voll plastischer Kraft. Mit diesen wenigen Worten versetzt er uns in jenen kritischen Moment, lässt uns die Angst mitfühlen und Freude und Stolz empfinden über das glänzende Zeugnis französischer Tapferkeit. Solche Stellen sind häufig in seiner Chronik; sie sind jedesmal durch innere Erregung dictiert. Mit glühendem Eifer nimmt unser Autor noch Jahre nachher im Geiste teil an den ruhmreichen Vorkommnissen, und durch den grössern Schwung, die Wärme seiner Sprache verrät er seinen Seelenzustand. Trauer, Freude, Zorn, religiöse Begeisterung und Niedergeschlagenheit, alles lässt er auf die anspruchloseste Art, ohne Wortschwall durchblicken. Beim Abschied der Kreuzfahrer von der Heimat sagt er kurz und bündig: *„asses i eut peres et meres, sereurs et freres, femmes et enfants qui grant duel fisent de leurs amis* (IX).“ — Die Abfahrt der Flotte von Venedig beschreibt er in wenigen, aber ausdrucksvollen Sätzen: *„si avoit IIII buisines d'argent devant lui* (scil. le duc de Venice) *qui buisinoient, et tymbres qui grant goie demenoient, et tout li haut homme et clerc et lai et petit et grant demenerent si grant goie a l'esmovoir que onques encore si faite goie ne si fais estoires ne fu veus ne ois, et si fisent li pelerin monter as castiaus des nes tous les prestres et les clers qui canterent: „veni creator spiritus.“ Et trestout et grant et petit plorerent de pec et de le grant goie qui eurent* (XIII).“ — Und nun vollends der Zorn, der Sturm, der in seinem

Innern tobt, verleiht ihm geradezu dramatische Lebendigkeit und eine ungewohnte Energie der Sprache:

»Et li message respondirent que on i faisoit bien et que il avoient l'avoir parti qui estoit demores et le vile. »Qui?« fisent li chevalier et li joule bacheler de l'ost, »nostre avoir aves vous parti? dont nous avons souffert les grans paines et les grans travaus, les fains et les sois, et les frois et les caus, si l'aves parti sans nous? Tenes!« faisoient il as messages, »veschi men wage!« faisoit li uns, »que je vus mousterrai, que vous estes tout traiteur!« Resoloit uns autres avant, si disoit aussi, et li autres aussi, si que il furent si ire durement qu'il vaurrent les messages tous decauper, et si que pour un peu qu'il ne les ochisent (CV)."

Es sind dies Glanzpunkte der Chronik; aber auch hier bewegt sich die Sprache des Autors in den Bahnen des tagtäglichen Lebens, stetsfort kämpfend mit der Unbeholfenheit in der Abwechslung im Ausdruck. Um die allgemeine Freude des Volkes zu bezeichnen, weiss er z. B. nur „*a grant goie et a grant feste*" oder „*a grant goie*" allein zu verwenden. Ebenso bleibt er sich immer gleich in der Schilderung des Reichtums und der Schönheit eines Gegenstandes, wenn er dafür „*nobleche et rikeche, biaute et rikeche*" oder die entsprechenden Adjective setzt, und um die zwischen zwei Begebenheiten liegende Zeitdauer zu bestimmen, kennt er nur „*ne demora mie grant tans, apres chou*" etc. Diese Armut an rhetorischen Mitteln macht sich besonders bemerkbar in dem äusserst geringen Gebrauch von Bildern und Vergleichen. Das einzige, was hier zu verzeichnen ist, befindet sich in: „*si sanla bien que le mers formiast toute et qu'ele fust embrasee des nes . . . et de le grant goie* (XIII); *che sanloit que tote l'ost fust esprise* (XII); *faisoit fuir devant lui comme bestes* (LXXVI); *che sanloit que li mantiaus fust alumes* (XCVI)." Der Ausdruck „*le mers qui onques n'est coie* (LXXIV)" ist kaum eine poetische Ausschmückung; es ist die Bezeichnung des Meeresstromes, der den Bosporus und das Marmarameer durchfliesst und das Wasser in steter Bewegung erhält.

In Kap. LXXXII und LXXXV sagt Robert selbst, dass ihm der nötige Reichtum im sprachlichen Ausdruck

fehle (vergl. pag. 70) und den gleichen Gedanken spricht er im Schlussparagraphen aus. So kann er es nicht verhüten, dass zahlreiche Abschnitte im trockensten Chronistenstil abgefasst sind, namentlich die letzten, nicht selbst miterlebten Kapitel; doch beleben hier mancherorts lebhafte Reden und Dialoge den toten Stoff, wofür Cap. LIX, CV etc. hübsche Beispiele bringen. Diese Gespräche finden sich allerdings in beträchtlicher Anzahl vor und verleihen dem Stil und der Sprache jene Freiheit, Natürlichkeit und Frische, welche sich aus der Uebereinstimmung von gesprochenem und geschriebenem Wort von selbst ergibt. Der Autor richtet darin seinen Sprachgebrauch ganz nach demjenigen seiner Zeit und Umgebung und legt seiner Redeweise nicht den leisesten Zwang an. Das Cap. XLVII ist in dieser Beziehung besonders lehrreich:

»*Sire, sire, li quens de Flandres retorne! Puis qu'il retorne, il vus laisse l'avantgarde. Or le prenons de par Dieu!*« — Oder: »*Vees, vees, li quens de S. Pol et mesires Pierres d'Amiens veut assanler a l'empereeur. Sire Diex, soies hui warde d'aus et de toute leur compaingnie; vees il ont l'avantgarde que li cuens de Flandres devoit avoir. Sire Diex, conduies les a sauvete!*« etc.

In diesen Gesprächen verbirgt sich oft die Gemütsbewegung des Chronisten und zwanglos bemächtigt sie sich unwillkürlich auch unser.

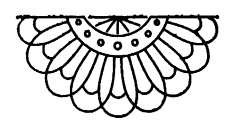
So darf denn Robert von Clari als Schriftsteller nicht verachtet werden, obschon er nicht „den männlichen, wohlklingenden Ton“ Villehardouins findet. Die Anmut und Lebendigkeit seines Werkes, hinter dem zum ersten mal ein männlicher Charakter auftaucht, sichert ihm einen ehrenvollen Platz in der französischen Litteratur des Mittelalters. —

Nun noch eine kleine Frage, die am besten hier erledigt wird. Will Robert mit dem Satze: „*qui a fait metre en escrit le verite.*“ (CXX) andeuten, dass er nicht selbst die Feder führte, sondern seine Geschichte dictierte? Ich glaube ja. Seine geringe Bildung wird ihm wohl nicht erlaubt haben, eigenhändig seine Gedanken zu Papier

zu bringen. Wenn man jemals an die buchstäbliche Bedeutung des afrz. „*faire metre en escrit*“ glauben darf, so wird es wohl hier der Fall sein. Dies ist wenigstens der Eindruck, der mich vom Beginn bis zum Ende meiner Arbeit nicht verlassen hat. Den Beweis für die Richtigkeit desselben kann ich nicht erbringen, aber es mag darauf hingewiesen werden, dass mit dieser Unfähigkeit, selbst zu schreiben, manche Lücke in der Chronik („*et asses de verites a teutes qu'il ne peut mie toutes ramembrer*;“ CXX) und manche stilistische Schwerfälligkeit ihre Erklärung finden wird.

Damit am Schlusse der Untersuchung angelangt, verhehle ich mir nicht, dass diesem meinem ersten selbständigen Versuche auf dem Gebiete der romanischen Philologie manche Fehler anhaften und deshalb möchte ich Roberts eigene Worte anrufen:

»*Ja soit chou que je ne l'aie si belement conte comme maint boin diteeur l'eussent conte, si en ai je toutes eures le droite verite contee!*«



Errata.

P. 12, Linie 2 lies raisnavle statt raisonavle,
P. 21, „ 9 v. u. lies avoes, asses statt avaes, osses,
P. 23, „ 2 lies offenes o + i statt geschloss. o + i,
P. 42, „ 20 lies gewonnene statt gewohnte,
P. 43 Anm. lies de statt ds,
P. 48, Linie 14 lies manche Stelle seiner Geschichte,
P. 60 „ 1 v. u. lies XLIII statt VIII,
P. 61 „ 5 v. u. lies Grius statt Grins,
P, 73, Anm. 2 lies de statt de la,
P. 79, Linie 19/20 lies imperatorem statt imperatorum,
P. 85, „ 7 v. u. lies où statt oú,
P. 87, „ 2 v. u. lies dagegen statt dagegeu.

